



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**Digitale Sammlungen**

## **Auf dem Missionspfade in Deutsch-Ostafrika**

**Schneider, Theophil**

**Münster i.W., [1899]**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-9172**



Auf dem Missionspfade  
in  
Deutsch-Ostafrika.

Von  
**Sansibar zum Kilimandscharo**

Reise-Bericht

gewidmet den deutschen Katholiken

VON  
P. Theophil Schneider, C. S. Sp.

Mit 74 Illustrationen.

Der ganze Erlös kommt der katholischen Kilimandscharo-Mission  
und dem Missionshaus Knechtsteden zu gute.

Münster i. W.

Verlag von „Kreuz und Schwert“.

(für den Buchhandel: Heinrich Schöningh, Münster i. W.)

(1899)

Us  
1109  
46

**D** Schneider  
C. S. S.



**V**on **Z**ansibar

zum

**B**ilimandscharo.



Preis 2 Mark.

U5  $\frac{1109}{46}$

40

P. 499. 457

Auf dem Missionspfade  
in Deutsch-Ostafrika.



Msr. Emil Allgeyer,  
Bischof i. P.,  
Apostolischer Vikar von Nord-Sansibar.

M

# Auf dem Missionspfade

in

Deutsch-Ostafrika.

Von

## Sansibar zum Kilimandscharo

Reise-Bericht

gewidmet den deutschen Katholiken

von

P. Theophil Schneider, C. S. Sp.

Mit 74 Illustrationen.

Der ganze Erlös kommt der katholischen Kilimandscharo-Mission  
und dem Missionshaus Knechtsteden zu gute.

Münster i. W.

Verlag von „Kreuz und Schwert“.

für den Buchhandel: Heinrich Schönigh, Münster i. W.]

(1899)

---

Alle Rechte vorbehalten.

---



## V o r w o r t.



Seitdem das deutsche Reich unermesslich große Gebiete in Afrika erworben hat, lichtet sich rasch das Dunkel, welches Jahrhundertlang über jenem großen Erdtheile lag. Mit großen Schritten ist die Kultur des Mutterlandes dort im Vormarsch.

Die Missionäre, geborene Vorkämpfer und Pioniere der Kultur, waren schon Jahrzehnte vor der weltlichen Macht dort an der Arbeit; eine mühsame Arbeit, so lange nicht ein starker Arm ihnen Schutz ließ gegen die Gewaltthaten der arabischen Sklavenhändler, sie nicht unterstützte gegen die Anfeindungen der heidnischen Häuptlinge und Götzpriester.

Sehr vieles ist besser geworden seit einem Jahrzehnt, und es verlohnt sich wohl, heute einmal einen Blick zu thun in jene Gegenden, gleichsam einen Besuch zu machen bei unseren schwarzen Landsleuten.

In den nachfolgenden Blättern führt uns ein Missionär aus der Genossenschaft vom hl. Geiste (etablirt in Knechtsteden bei Neuß am Rhein) von der Insel Sansibar hinüber auf das deutsch-ostafrikanische Festland, abwechselnd durch unwirtliche Steppen, dichte Urwälder und reizende Gegenden hinauf ins Gebirge des Kilimandscharo, des höchsten Berges im deutschen Gebiete. Dort finden wir seine Mitbrüder an ihrer segensreichen Arbeit; wir besuchen mit ihm die Missionen Windthorst in Kilema, Mariahilf in Riboscho und wohnen der Neugründung der Mission Fischerstadt in Kombo bei. Auch der Militärstation Moschi mit ihrem lebenswürdigen Kommandanten Hauptmann Johannes machen wir einen Besuch.

Im Vergleich zu der großen Ausdehnung des deutschen Besitzes ist es zwar nur ein kleines Stückchen Erde, welches wir besuchen wollen, aber der freundliche Leser wird seine Freude daran haben, und sicher wird er ein warmer Freund werden der heldenmütigen Missionäre, die dort, fern von der Heimat, mit Aufopferung ihres Lebens arbeiten an der Ausbreitung des Christentums und dem Ruhm des Vaterlandes.

Zum besseren Verständniß einige Vorbemerkungen:

Die Reise ging aus von der Stadt Sansibar auf der Afrika vorgelagerten Insel gleichen Namens. Sansibar ist der Wohnsitz des Apostolischen Vikars für Nord-Sansibar, zu dessen Sprengel das nördliche deutsche und englische Küstenland gehören. Seit 2 Jahren gehört der Bischof der deutschen Nationalität an. Msgr. Emil Allgeyer, Deutsch-Elsässer, wurde im Sommer 1897 in der Abteikirche zu Knechtsteden am Rhein zum Bischof geweiht.

Seine erste bischöfliche Visitationsreise führte ihn in die entfernteste Gegend seines Sprengels: in das im äußersten Norden, hart an der Grenze des englischen Gebietes liegende Kilimandscharo-Gebirge. Diese Reise ist es, über die in diesen Blättern berichtet wird.

Der kürzeste Weg in der Luftlinie wäre der durch das deutsche Küstenland gewesen, aber da es durchweg noch an guten Verkehrsstraßen fehlt, so schlug der Bischof die nördliche Linie ein: zur See bis Mombassa, von dort benutzte er die neue (englische) Uganda-Eisenbahn, endlich ging es zu Fuß ins Gebirge.

Schon 1890 hatte der damalige Apostolische Präfekt Msgr. de Courmont den Kilimandscharo besucht und die erste katholische Mission dort begründet. Sein Begleiter P. Le Roy, nachmals Apostolischer Vikar von Gabun und seit drei Jahren Generaloberer der Genossenschaft, hat ausführlich über seine Reise berichtet in dem Werke „Au Kilima-Ndyaro“, das in Frankreich erschien und von dem geistreichen und gelehrten Missionär herrlich illustriert wurde. Das Werk ist seinerzeit in der Zeitschrift „Kreuz und Schwert“ den deutschen Lesern zugänglich gemacht worden. Wir haben es für nützlich gehalten, die besten Illustrationen auszuwählen und den nachfolgenden Blättern einzureihen. Passen dieselben auch nicht genau zu dem Texte der heutigen Reisebeschreibung, da Msgr. Le Roy theilweise andere Pfade einschlug und des Studiums halber zahlreichere Völkerschaften besuchte, so gehören sie doch alle in den Rahmen des Kilimandscharo-Gebietes.

Alle Holzschnitte dieses Werkes sind also nach Zeichnungen Msgrs. Le Roy ausgeführt, während sämtliche Autotypien (photographische Wiedergaben) ganz jüngsten Datums sind. Alle Illustrationen aber sowie der Text sind bereits in der Zeitschrift „Kreuz und Schwert“, Centralblatt für die kath. Missionen in Afrika und der Südsee, gedruckt worden.

Möge das Werkchen einigen Segen bringen! Möge das katholische deutsche Volk immer mehr erkennen, welche große Aufgabe es in seinen Kolonien noch zu erfüllen hat, und den wackeren Pionieren deutscher Kultur und christlicher Sitte stets hilfreich zur Seite stehen!

## I. Kapitel.

# Von Sansibar zum Kilimandscharo.

Einleitung. — Die Küstenstädte einst und jetzt. — Abreise zum Festlande. — Mombassa. — Auf der neuen Eisenbahn. — Die Ndara-Berge. — Mission in Bura. — Leben und Sitten der Wateita. — Taveta. — Kilema. — Empfang in der Mission Windthorst.

**G**roßartig ist der Umschwung, der sich in den letzten zwei Jahren in Ostafrika vollzogen hat, sowohl an der Küste wie auch im Innern. Reisende, welche vor einigen Jahren die Küstenstädte Dar-es-Salaam, Bagamoyo, Saadani, Pangani, Tanga und Mombassa besucht haben, und heute wieder dieselben Orte durchwandern, kennen sich nicht mehr aus. Was man früher eine ostafrikanische Küstenstadt nannte, war nichts anders als ein unwirtliches Wirrsal von miserablen, halb zerfallenen Regenhütten, durchzogen von schmalen, gekrümmten, schmutzigen Pfaden. Heute giebt es kaum etwas Lieblicheres, als eine ostafrikanische Küstenstadt! — Ueberall bemerkt der Reisende lange, breite, schnurgerade, mit Schattenbäumen bepflanzte Straßen, an die sich die peinlich rein gehaltenen Häuser der schwarzen Bevölkerung anreihen. Die Beamten haben die gemieteten, finstern und unbequemen Steinhäuser der Indier verlassen und wohnen jetzt in großen, prächtigen Gebäuden. Die Wohnungen der Bezirksamtänner von Dar-es-Salaam, Tanga und besonders von Bagamoyo sind wahre Paläste. — Einige alte Brunnen,

die nur ein spärliches, übelriechendes Wasser lieferten, mußten früher den Wasserbedarf der einheimischen wie der europäischen Bevölkerung decken. Ansteckende Krankheiten und Seuchen waren nur zu oft die Folgen eines solchen Uebelstandes. Große Wasserleitungen und hunderte von schönen mit vorzüglichen Pumpen versehene Brunnen liefern heute den Einwohnern ein frisches und gesundes Wasser.

Die Fortschritte der Kultur erstrecken sich jedoch nicht nur auf die Küstenstädte, sondern auch auf das Innenland.

Da, wo vor drei Jahren noch der Naturforscher, der Offizier oder der Missionar mit dem Buschmesser durch undurchbringliches Dickicht sich einen Weg bahnen mußte, da findet jetzt der Reisende schöne, breite Wege. Allenthalben werden Sümpfe trocken gelegt, Bäche und Flüsse überbrückt. In den weiten, wasserlosen Steppen werden Brunnen gegraben. Der Busch verschwindet, um üppigen Tabak- und Kaffeepflanzen Platz zu machen; durch die noch vor kurzem unheimliche Tiefe des Urwaldes ertönt das Schnauben des Dampfsrosses, und der Teufel Afrikas, der einst als Tod und Verderben bringend verschrien war, bietet immer heiterere Aussichten.

Ich weiß es, der Missionsfreund verfolgt mit größerem Interesse als jeder andere die Geschichte jenes großartigen Umschwungs; denn für ihn giebt es keine wahre Zivilisation,

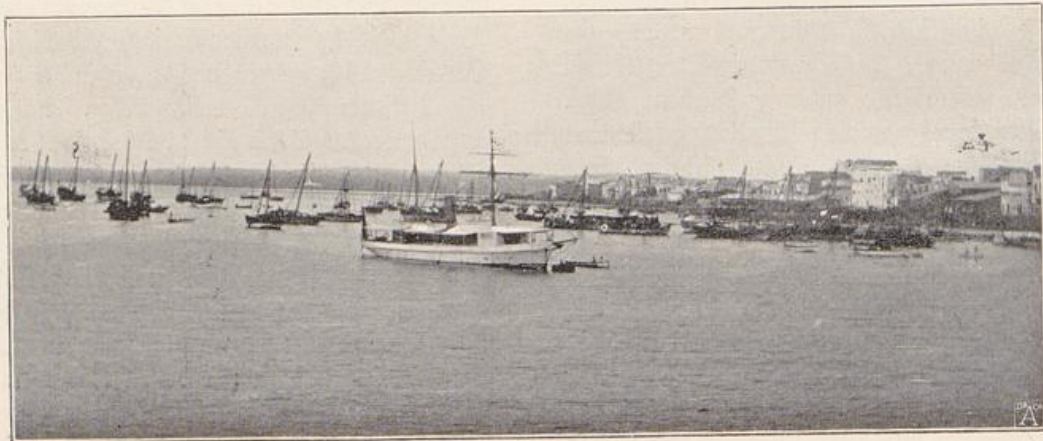


Zanzibar, vom S.

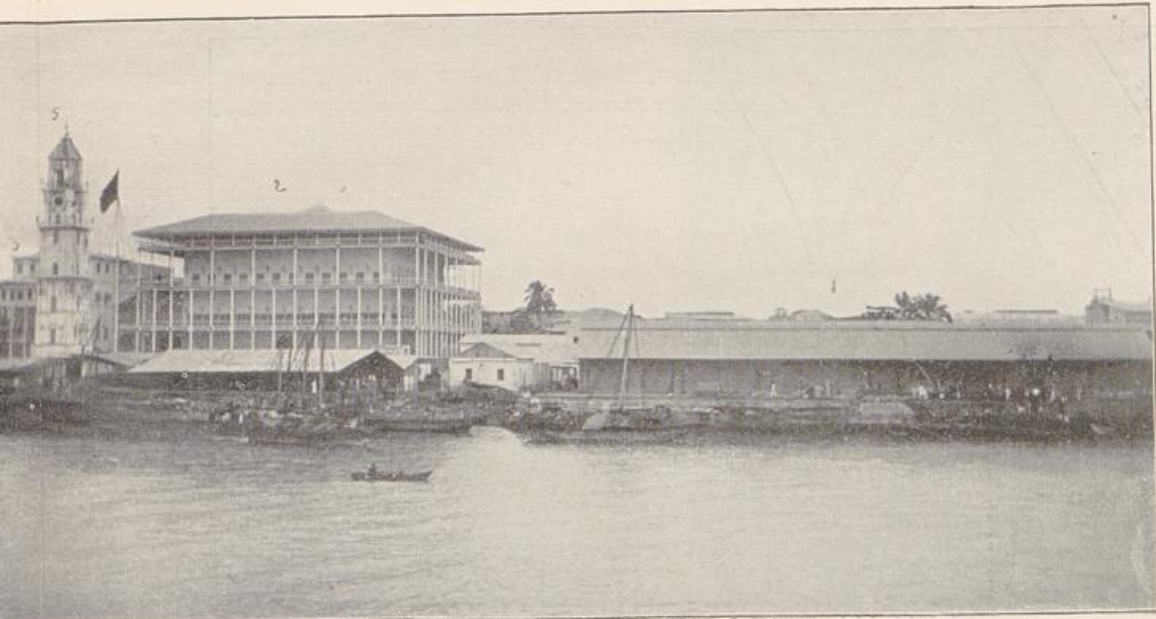
4) Harem.

3) Wohnh.

5)



Zanzibar.



om Hafen gesehen.

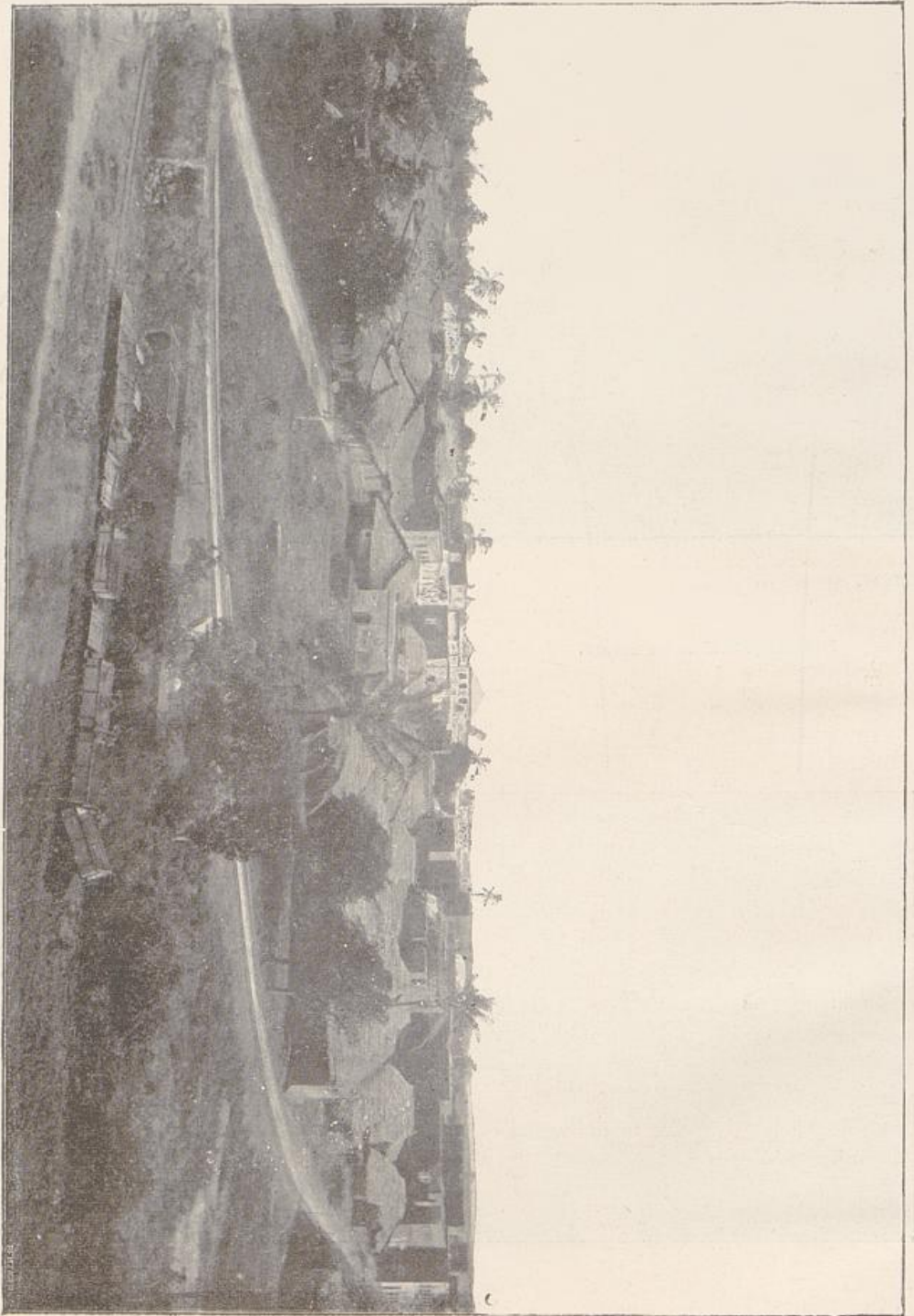
3) Wohnung des Sultans.  
5) Wachturm.

2) Empfangs-Gebäude des Sultans.

1) Holl-Gebäude.



Zanzibar.

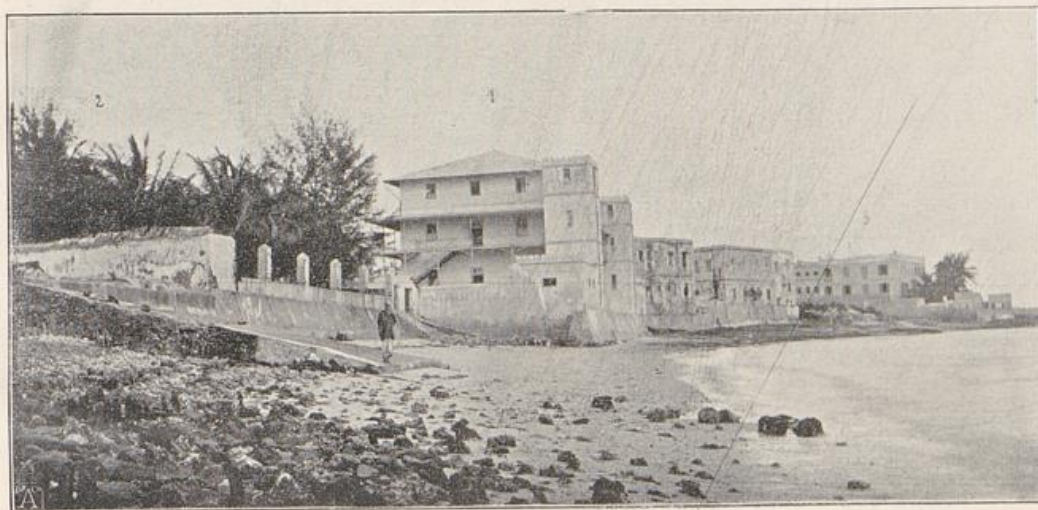


Sanfrisco, von der Seeseite aus.

keine dauerhafte Kultur ohne Christentum. Er teilt die Meinung aller großen Afrikaforscher, nämlich, daß die Missionäre die ersten Pioniere des dunklen Erdteils seien. Darum auch liebt er es so sehr, dem Missionar auf seinen Wanderungen durch den schwarzen Kontinent zu folgen und seine Reiseerlebnisse zu hören.

Um diesem gerechten Wunsche der Missionsfreunde nachzukommen, veröffentliche ich nachstehende Zeilen. Sie sind das Ergebnis der Beobachtungen, Erfahrungen und Erkund-

gungen auf einer Reise, die ich i. J. 1892 mit dem hochw. Herrn Bischof Dr. Allgeyer in das Kilimandscharo-Gebiet gemacht habe. — Hoffentlich wird es für viele Leser von Interesse sein, einen Blick zu werfen auf die schönen Dschaggaländer, die ich dabei durchstreift habe und die an Bedeutung jeden Tag gewinnen. Das Endziel unserer Reise war das von so vielen Reisenden als Paradies gepriesene Kilimandscharo-Gebiet. Wir wollten unsere dort angelegten Stationen „Windthorst“ von Kilema und „Maria-Hilf“



### Zanzibar.

2) Garten des deutschen Konsuls

1) Katholisches Hospital.

3) Profura der Weißen Mäntel

von Kiboscho besuchen, und, so die Verhältnisse sich als günstig erwiesen, in einer noch von keiner Missionsgesellschaft besetzten Dschagga-Provinz ein Gebiet für die zu gründende Station „Fischerstadt“ auswählen. —

Es boten sich mehrere Reisewege dar. Die wichtigsten Kilimandscharostrassen sind:

Pangani — Moschi, über	Luftl. = 300 Kil.
Kifuani	(Routenl. = 370 Kil.
Tanga — Moschi, über	Luftl. = 280 Kil.
Mafinde	(Routenl. = 360 Kil.
Mombassa — Moschi,	Luftl. = 270 Kil.
über Taveta	(Routenl. = 315 Kil.

Die letzte Strecke war schon lange die kürzeste und billigste Verbindungslinie zwischen

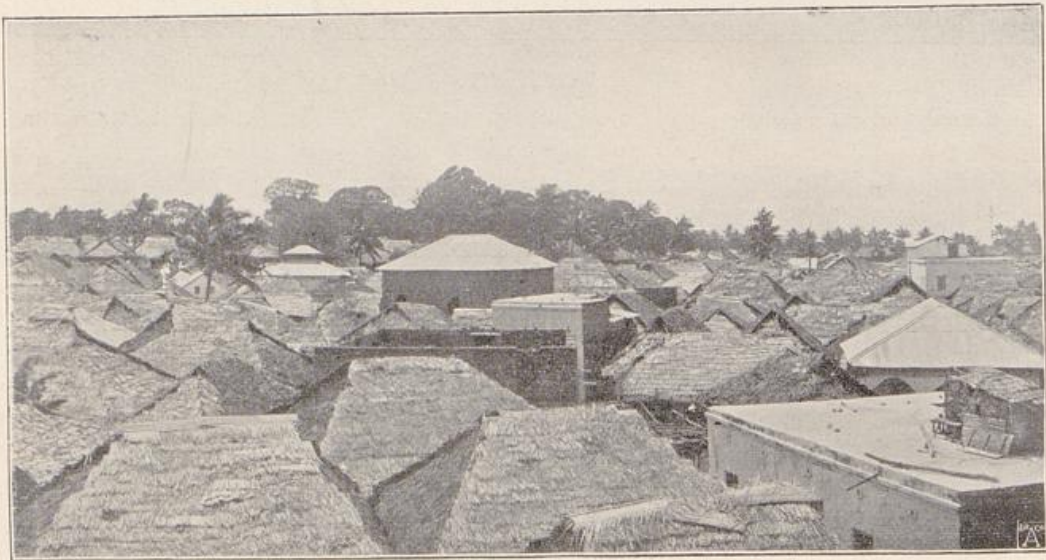
der Küste und dem Kilimandscharo. Jetzt aber, da die Uganda-Bahn bis nach Voi (in Taïta) regelmäßig in Betrieb ist, kommen die südlichen Routen kaum noch in Betracht. Durch diese englische Bahn ist unser schönes Kilimandscharogebiet mit einem Schlage wirtschaftlich von den Engländern abhängig geworden. Wer diese Thatsache nicht anerkennen will, ist einfach blind. —

Wir wählten also die letztere Route. Dieselbe bot uns zugleich Gelegenheit, unsere nördlichen englischen Missionsstationen von Mombassa und Bura zu besuchen.

Schon seit einigen Tagen war ich dem Rufe des hochw. Herrn Bischofs gefolgt, hatte von meinen zahlreichen Zöglingen in Bagamoyo



Zanzibar, Neger Viertel.

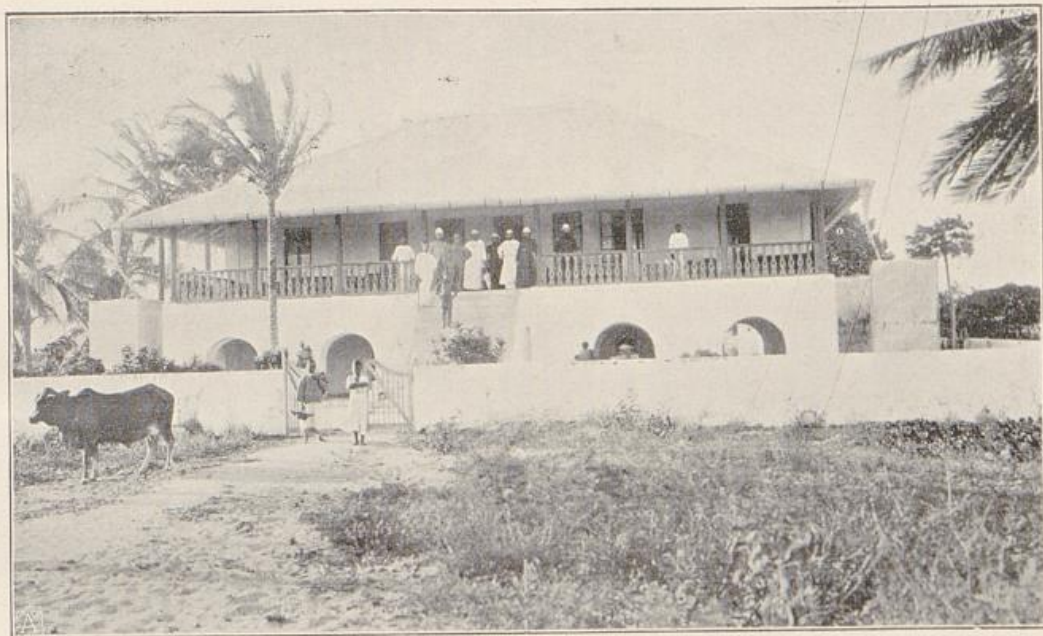


Zanzibar, Neger Viertel, von oben gesehen.

Abschied genommen und mich nach Sansibar begeben, um die für die Reise nötigen Trägerlasten zu bereiten. In den Läden der reichen Zinder und Soanese fand ich bald die verschiedensten Reiseartikel. Nach Verlauf einiger Tage waren die Lasten fertig, und ungeduldig warteten wir auf einen Dampfer, der uns nach Mombassa bringen sollte. Wir wollten nämlich noch vor der Regenzeit am Kilimandscharo eintreffen.

Doch wir warteten vergebens. Die kleinen Küstendampfer des Sultans waren alle auf

der See; nur Kriegsschiffe standen im Hafent. Ich erfuhr, daß eines derselben, der „Maapie“, bald die Anker lichten sollte, um nach Mombassa zu fahren. Da vor 14 Tagen kein anderer Dampfer in Aussicht stand, so fragten wir bei dem Kapitän an, ob er uns an Bord nehmen könnte. Derselbe erwiderte uns gegen alles Erwarten, es sei für ihn ein Glück und eine Ehre, einen katholischen Missionsbischof an Bord zu nehmen. — Hocherfreut über diese Nachricht ließ ich sogleich sämtliche Lasten auf das Schiff befördern.



Landhaus in Sansibar.

Gegen 5 Uhr abends (12. Januar) nahmen wir Abschied von unsern lieben Mitbrüdern in Sansibar, bestiegen ein kleines Boot und steuerten auf den „Maapie“ zu. Der Kapitän empfing uns recht herzlich. Er stellte dem hochw. Herrn Bischof seine eigene Kabine zur Verfügung. Mir wurde eine Offizierskabine angewiesen.

Als bald wurden die Anker gelichtet; ein Pfeifen auf der Kommandobrücke, . . . ein Ruck . . . vom Bug her tönt das bekannte Rauschen des Bugwassers . . . wir sind in Fahrt. Noch einmal lassen wir unsere Augen

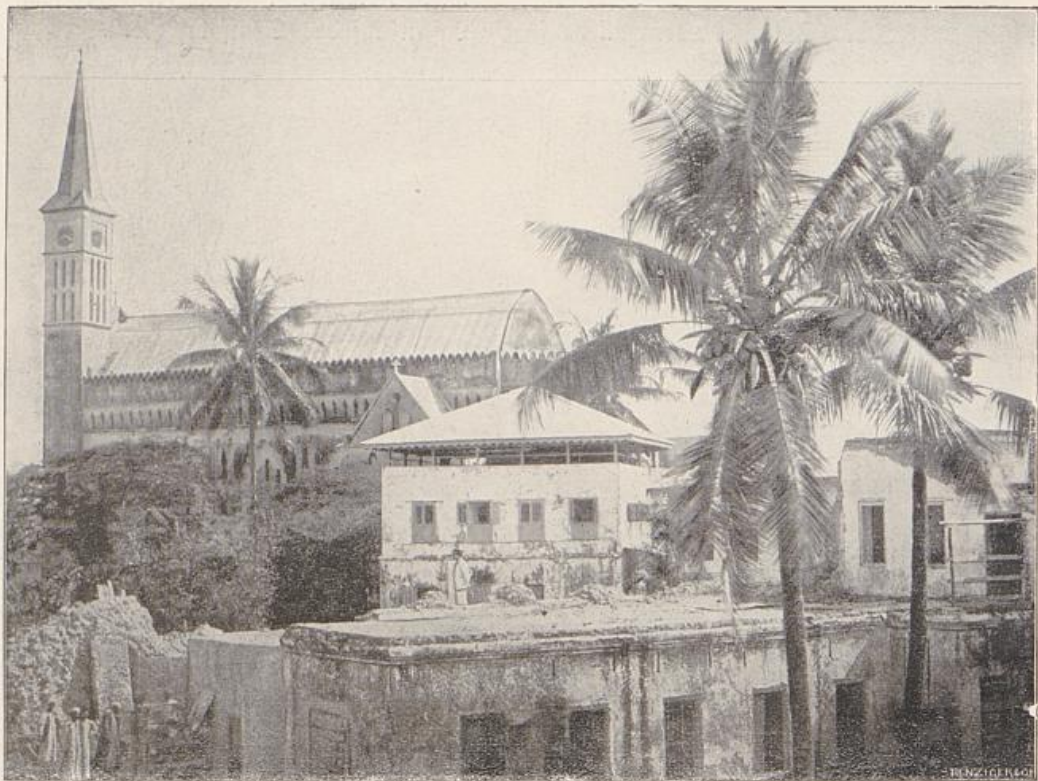
hinüberschweifen auf die große Araberstadt Sansibar mit ihren großen weißen Häusern und ihren Palmenhainen. Wie lieblich, wie schön erscheint sie im Goldglanze der untergehenden Tropensonne! Ja, kein Wunder, daß schon die alten portugiesischen Seefahrer in ihr die schönste Perle des indischen Ozeans erblickten.

Wir haben bereits die Rhede verlassen. Rings um uns die blaue Flut. Westlich am Horizont im Glanze der letzten Sonnenstrahlen erblickt das Auge einen langen, dunklen Streifen. Es ist das Festland Afrika. Ich erkenne ohne Mühe die Umrisse

der mir wohl bekannten Udoe-Hügel. Im Hintergrunde erhebt sich sehr deutlich der kegelförmige Pongwe-Berg. Im Geiste kniee ich nieder vor dem einfachen Holzkreuz, das ich vor drei Jahren auf der höchsten Spitze dieses Berges errichtet habe, und ich bete zu Gott, damit er uns eine glückliche Fahrt verleihen möge. Meine Gebetsstimmung steigerte sich noch, als gleich darauf die Schiffsmannschaft sich versammelte und ein kurzes Nacht-

gebet verrichtete. Es war ein rührendes Bild, der Anblick dieser zahlreichen jungen Krieger, wie sie, um die Kanonen geschart, von den jungen Offizieren umgeben, auf ein gegebenes Zeichen ihr Haupt entblößten und zu dem Gott der Heerscharen beteten.

Das Gebet war zu Ende. Ruhig glitt das Schiff auf den dunklen Wellen dahin. Unzählige Sterne stiegen am Himmel auf. Wir begegneten noch einigen verspäteten, heim-



Protestantische Kirche in Sansibar.

kehrenden Fischerbooten. Ich stand schon lange auf der Brücke und schaute hinaus in die schöne Nacht. Auf den Flügeln der Phantasie durchstreifte ich das weite Meer, weiter, immer weiter bis hinüber in die schöne Heimat. Dort in der Gartenlaube sehe ich meine liebe alte Mutter, wie sie sich mit den kleinen Enkeln unterhält und ihnen vom Dunkel im fernen Negerland erzählt . . . . . Plötzlich riß mich die Schiffsglocke aus

meiner Träumereien „Es ist Zeit zum Essen,“ sagte mir der Herr Bischof, der inzwischen seinen Rosenkranz gebetet hatte. Die Nachricht war mir sehr willkommen. Wir stiegen hinab in den Speisesaal, wo uns ein wahres Festmahl erwartete. —

Nach dem Essen plauderten wir noch etwa eine Stunde, dann gingen wir zur Ruhe.

Am nächsten Morgen standen wir vor der Insel Massai, wo das Schiff einige

Stunden anhielt. Die Insel scheint ziemlich bewohnt zu sein. Für Europäer ist sie aber wegen der zahlreichen Sümpfe sehr ungesund. Es wohnt dort nur ein englischer Agent.

Wir fuhren weiter und nach einigen Stunden bekamen wir die Insel Mombassa in Sicht.

Das Bild, welches Mombassa dem von Süden kommenden Reisenden darbietet, ist wirklich großartig. Das Auge schweift zuerst über den weiten Hafen, wohl den besten der ganzen Ostküste. Darnach blickt es hinüber auf das mit Palmen umrahmte Ufer, auf

dem die kolossalen Ruinen der portugiesischen Forts und Kirchen an verschwundene Größe erinnern. Im Hintergrunde entdeckt es in buntem Wechsel die Strohhütten der Neger, die weißen Steinhäuser der Inder, zwischen denen von Zeit zu Zeit die hohen, hier zuckerhutförmigen Minarets der arabischen Moscheen emporragen. Kein Wunder, daß Vasco de Gama auf seiner Fahrt nach Indien im Jahre 1531 alles aufbot, um diese schöne Insel der Krone Portugals zu sichern. Die Insel ging später den Portugiesen verloren, wurde aber von denselben im Jahre 1594

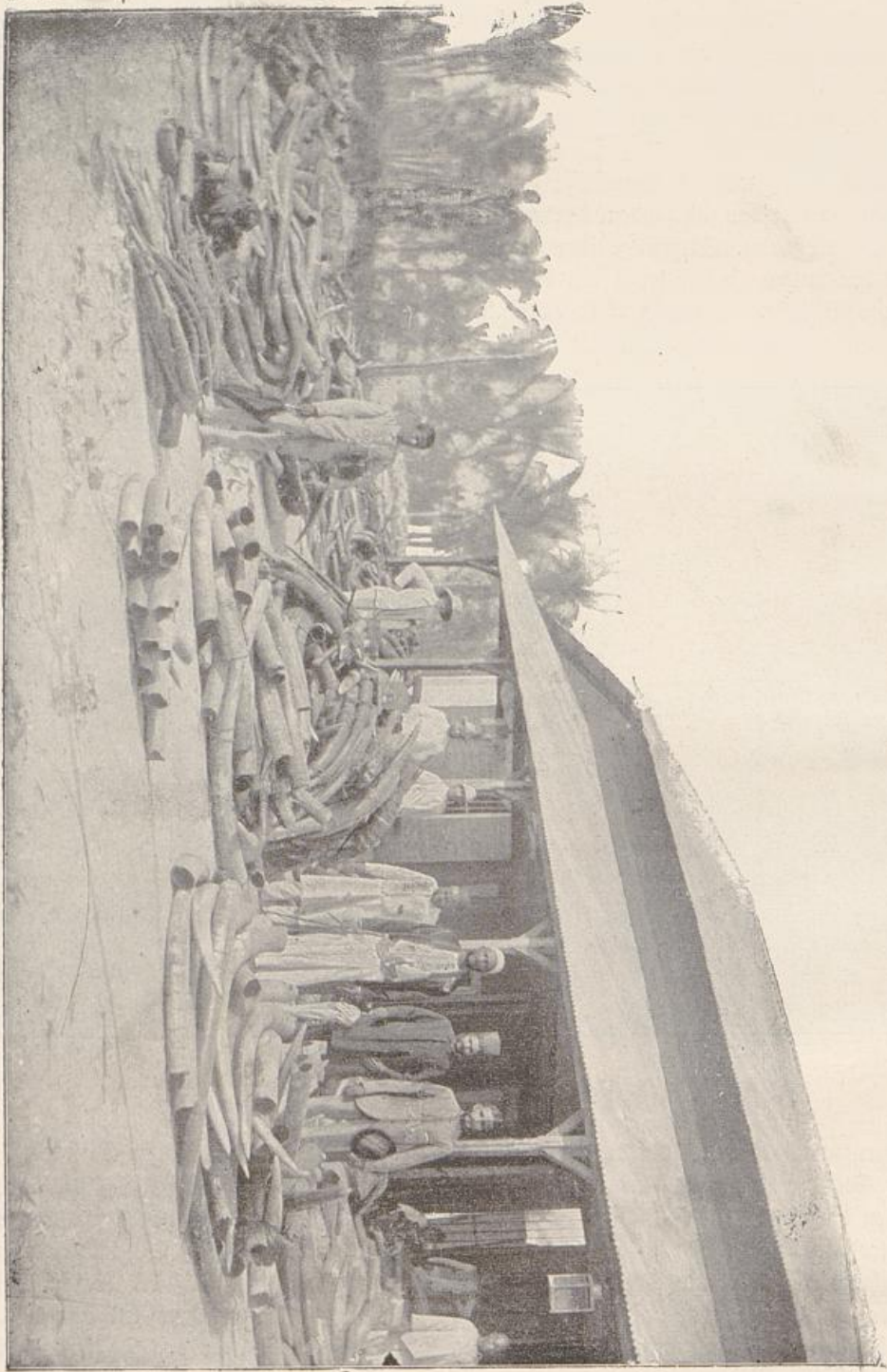


Privathaus in Sansibar.

wieder zurückerobert. Um ihre Oberherrschaft über Stadt und Insel dauernd zu sichern, bauten die Portugiesen jene große Festung, die trotz so vieler Stürme, die im Laufe der Jahrhunderte über die Stadt hereinbrechen sollten, auch heute noch unerschüttert dasteht, ein Denkmal der Glanzperiode des damaligen portugiesischen Reiches.

Im Jahre 1660 kam der erobersüchtige Iman von Maskat mit einer starken

Flotte vor die Stadt und forderte dieselbe auf, sich ihm zu ergeben. Die kleine portugiesische Besatzung schwor, sich eher unter den Ruinen der Festung begraben zu lassen, als die Stadt den Söhnen Mohammeds auszuliefern. Die Besatzung litt Hunger und Durst und that Wunder von Tapferkeit. Erst nach fünfjähriger Belagerung, und nur durch Verrat, fiel die Festung in die Hände der Araber. Die portugiesischen Kaufleute der Stadt er-



Elfenbeinmarkt.

gaben sich noch nicht. Sie verschanzten sich hinter ihren festen Kirchen und hielten dem Feind einen heldenmütigen Widerstand. Erst dem Sohne des Iman gelang es im Jahre 1698, die letzten Portugiesen zu verjagen.

Es folgte dann unter der Regierung der Masrui eine Periode des Friedens. Die Stadt erhob sich aus den Ruinen und gelangte zu einer gewissen Blüte. Doch die

Geschichte lehrt uns, daß, wo der Halbmond herrscht, keine hohe, dauernde Kultur gedeihen kann. Thatsächlich fiel Mombassa immer tiefer. Heute überkommt den Reisenden, der die Altstadt durchwandert, ein recht trauriges, niederschlagendes Gefühl. Ueberall entdeckt sein Auge die Trümmer von Moscheen, Kirchen, Thürmen, Brunnen und Festungswerken. Auf der Stelle, wo einst die stolzen Paläste aus



Die alten Festungswerke von Mombassa.

der Masruin-Epoche emporragten, drängen sich jetzt in wildem Gewirr die miserablen Strohütten der Neger, und in den zerfallenen Festungswällen der Südseite haust die schmutzige Hyäne.

In der ganz jüngsten Zeit jedoch vollzieht sich auch hier ein Umschwung, der täglich größeren Umfang gewinnt. Kaum hatte die englische Regierung die lebens-

müde „British East Africa Kompagnie“ abgelöst und den Bau der wichtigen Uganda-Bahn beschlossen, als mit einem Schlage Mombassa wieder einer der bedeutendsten Hafensplätze von Ost-Afrika wurde. Ein frischer Zug weht über die alte Insel; neues Leben strömt durch den alten Körper. Die Stadt zählt schon an 30 000 Einwohner und nimmt jeden Tag zu. Sechstausend Kulis sind aus

Indien herbeigezogen und arbeiten an der Bahn. Hunderte von Goanesen und Tausende von indischen Kleinhändlern sind den ersten gefolgt und haben sich in Mombassa selbst oder längs der Eisenbahnlinie festgesetzt. In keiner andern Küstenstadt sah ich so dichte Menschenmassen sich durch die Straßen wälzen. Alle Nationen, alle Sprachen sind hier vertreten. Am Tage unserer Ankunft wurden

von der Regierung an sechstausend Träger Lasten ausgeteilt.

Die ungeheure Trägermasse erhielt Munition und Proviant für die indischen Truppen, die in einigen Tagen nach Uganda gehen sollten, um die meuternden Sudanesentruppen zu bekämpfen. Ich erfuhr von einem englischen Offizier, daß neben den sechstausend Trägern noch achttausend gesucht werden müßten, um



Katholische Mission in Mombassa.

sämtliche Lasten ins Innere zu befördern. Daß solche Menschenmassen der Stadt ein überaus lebhaftes, ja ich möchte fast sagen ein wild unruhiges Gepräge verleihen, versteht sich leicht: von morgens früh bis spät in die Nacht hinein herrscht in den Straßen ein Gewühl, ein Getöse, ein Hin- und Hergewoge, wie ich es sonst noch nirgends gesehen hatte. —

Die katholische Missionsstation liegt dicht

am Hafen und entbehrt also auch der nötigen Klosterstille. Pater Ball, ein wackerer Deutsch-Elsäßer, zur Zeit Oberer der Mission, hat im neuen Stadtviertel Kilindini ein schönes Terrain gekauft und wird die Mission dorthin verlegen. Schon erhebt sich auf dem neu erworbenen Missionsterrain eine schöne, geräumige Kapelle, in der Ostersonntag 1898 zum ersten Mal Gottesdienst gehalten wurde. Man ist soeben mit den Vorarbeiten des

neuen Wohnhauses und der Nebengebäude beschäftigt.

Wie alle andern Küstenstädte, so trägt auch Mombassa den Stempel des Islam auf der Stirne. Die meisten Einwohner der Stadt bekennen sich zum Mohammedanismus. Nirgends in Ost-Afrika hörte ich in so reiner, deutlicher Stimme den Ezan, den mohammedanischen Gebetsruf. Die Mohammedaner haben keine Glocken, die zum Gebete rufen.

Sie hassen das Geläute der Glocken. Es thut ihnen weh in den Ohren, wie den Hunden, und überall, wo sie es mit Gewalt verhindern können, thun sie es. Man betrachtete als ein Ereignis von großer Wichtigkeit, als vor einigen Monaten der Sultan der protest. deutschen Kirche in Jerusalem die Erlaubnis erteilte, die Glocken läuten zu dürfen. Um die Gläubigen zum Gebete zu rufen, bedienen sich die Anhänger des Propheten nur der



Regierungsgebäude in Mombassa.

menschlichen Stimme. Jeder Iman, d. h. Vorsteher einer Moschee, hat in seinem Dienste einen Muezzin oder Gebetsrufer. Fünf Mal im Tage erscheint der Muezzin auf der Rundgalerie der hohen Minarets, d. i. der großen, weißen, zuckerhutförmigen Türme, die sich im Orient an die Moscheen lehnen. Ein Kilemba (Turban) um den Kopf geschlungen, in weißem, bis auf die Füße herunterwallenden Talar erscheint er in dem spitzbogenförmigen Ausgang und be-

tritt langsam die Galerie. Bedächtig erhebt er dann beide Hände bis zur Höhe der Schläfen, und die beiden Daumen hinter die Ohren gestützt, die Hände steif vorwärts gerichtet, so daß die inneren Handflächen sich einander parallel gegenüber stehen, ruft er langsam, jede Silbe betonend, auf arabisch folgende Worte: „Gott ist groß!“ (3 Mal) — „Ich bekenne, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist!“ (zwei Mal). Kommt zum Gebet! (zwei Mal). Kommt zum Heil! (zwei Mal).

Gott ist recht groß! (zwei Mal). Es giebt keinen Gott außer Gott."

Da also, wie gesagt, der weit größte Teil der Stadtbevölkerung die Religion des Propheten teilt, so beschränkt sich die Seelsorge hauptsächlich auf die katholischen Europäer und auf die mehrere hundert Seelen starke

Goanefengemeinde. Die Goanesen sind nicht, wie man es oft in Büchern liest, Abkömmlinge der alten Portugiesen von Goa. Es strömt kein Tropfen portugiesisches Blut in ihren Adern. Sie sind reine Inder, wie z. B. die Inder von Bombay. Sie stammen meist aus der Provinz Konkana. Im Gegensatz



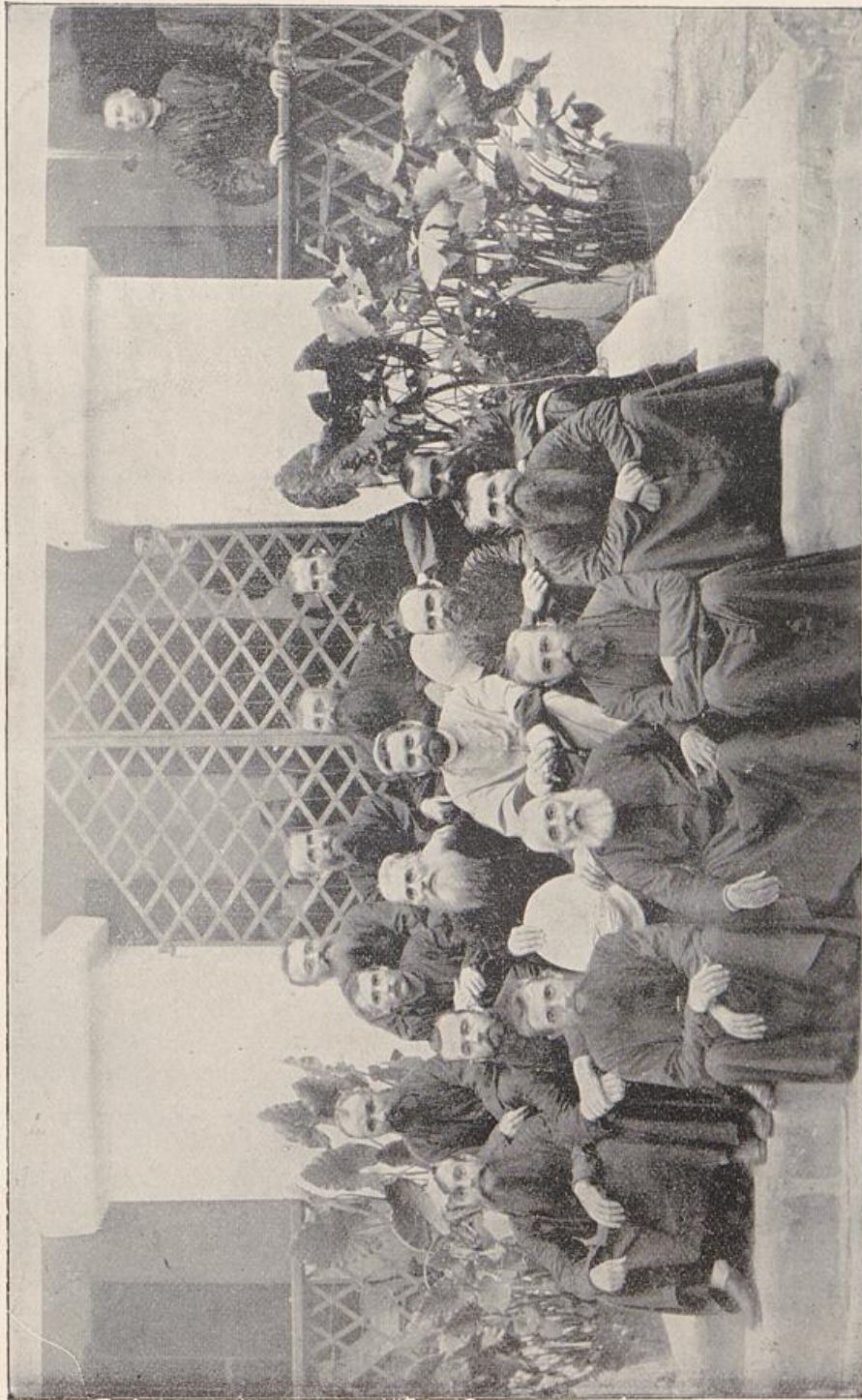
Msgr. Alexander Le Roy,

Bischof i. p. i.,

Generaloberer der Kongregation vom hl. Geiste.

zu den Indern tragen sie durchweg europäische Kleidung. Ihre Muttersprache ist das Kongani, viele sprechen aber auch englisch. Bald nach der Eroberung ihres Landes durch die Portugiesen nahmen sie das Christentum an und bis auf den heutigen Tag sind sie der katholischen Religion unerschütterlich treu geblieben. Es ist wirklich erstaunlich, ja tief ergreifend,

zu sehen, wie diese Leute, welche doch zu Hause nur einen sehr dürftigen Religionsunterricht erhielten, in der Fremde trotz aller Gefahren an ihrem Glauben hängen. Mehr als jeder andere Orientale hat der Goanese eine große, fast kindliche Freude an den äußerlichen Religionsfestlichkeiten. Ueberall unterstützt erden katholischen Priester nach seinen schwachen Kräften.



Bischof Allgeper von Nord-Sanftbar und seine Stationsoberen.

Besonders stolz ist er auf sein Gotteshaus. Die armen Goanesen von Sansibar haben nicht weniger als zehntausend Mark als Spende für den neuen Kirchenbau gegeben. Schneider, Wäscher und Köche gaben am Ende des Monats oft ein Viertel ihres mageren Lohnes ab. Sicher könnten diese armen Goanesen manchem europäischen Katholiken als Vorbild dienen. Bis vor einiger Zeit hatten die armen Goanesen von Mombassa nur einen kleinen Hausflur als Kapelle. Um endlich diesem Uebelstande abzuhelfen, beschloß Pater Ball, ein schönes Kirchlein zu errichten. Da seine Mittel zu diesem Neubau nicht hinreichten, so eröffnete er eine Sammlung, und in einigen Tagen brachten die Goanesen dreitausend Mark zusammen. In drei Monaten war der Bau fertig und am Ostersonntag wurde in dem neuen Gotteshaufe zum ersten Male ein feierliches Hochamt gesungen. —

Nach einem fünftägigen Aufenthalt in Mombassa nahmen wir Abschied von unsern Mitbrüdern, um die Reise ins Innere anzutreten. Die Stadt ist mit der eine kleine Stunde westlich gelegenen Bahnstation Kilindini durch einen schmalen Schienenweg verbunden. Bei der Haltestelle am portugiesischen Fort stiegen wir in einen Wagen, den zwei kräftige Jungen in sehr schnellem Tempo vor sich hertrieben. Auf der ganzen Strecke genießt das Auge einen schönen Anblick. Dicht neben dem Fort liegt das Regierungshospital. Es ist das ein wahrer Prachtbau. Unsere katholischen Josefschwestern sind darin als Krankenschwestern angestellt.

Weiter, auch unmittelbar am Schienenwege, liegen die neuen, aber in bescheidenem Stile ausgeführten protestantischen und katholischen Kirchen. Dann folgen die schönen Tropenhäuser der europäischen Oberbeamten der Stadt. Weiter, im Schatten großer Mangobäume, liegen die Kasernen der indischen Truppen. Dieses ganze Stadtviertel heißt Kilindini und wird in einigen Jahren die europäische Stadt bilden.

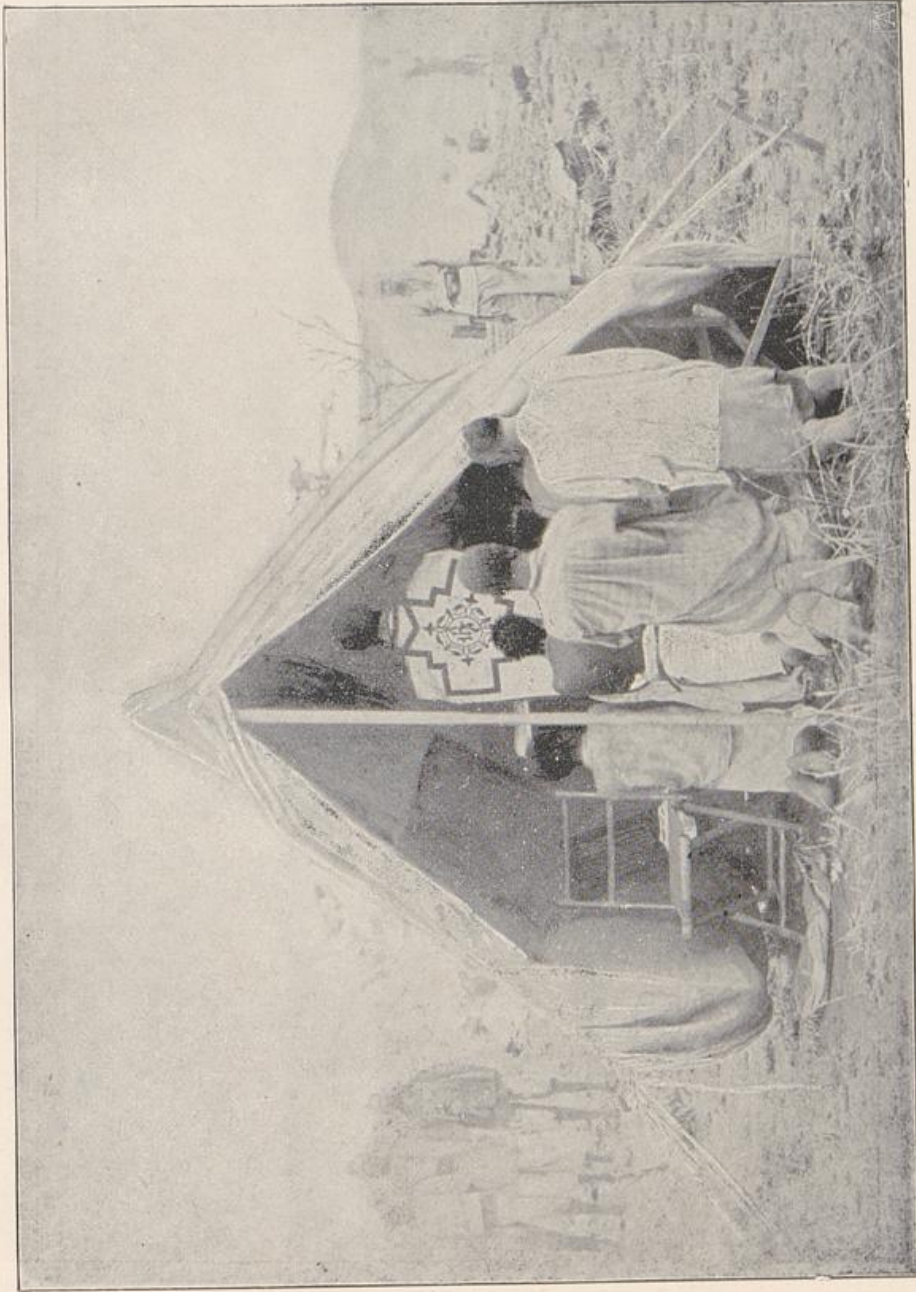
Gegen 7 Uhr bestiegen wir den Zug, der uns nach Voi bringen sollte. Bald waren wir am andern Ende der Insel angelangt und langsam passierte der Zug auf einer provisorischen Holzbrücke den ziemlich breiten Meeresarm welcher Mombassa von dem Festlande trennt.

Noch eine Zeit lang reihen sich an den Schienenweg die Felder der Eingeborenen, dann aber ändert sich allmählich das Landschaftsbild. Auf das saftige Grün folgt zuerst ein Dunkelgrau und dann ein Hellgrau. Es ist die charakteristische Farbe der Steppe, des Pori. Auf der Schwelle der weiten, wasserlosen Taro-Steppe befindet sich noch eine Haltestelle. Hier hält der Zug ungefähr acht Minuten an. Restaurants und Büffets sind noch keine vorhanden, wohl aber ganze Haufen Knaben und Mädchen, welche in niedlichen Körbchen Apfelsinen, Kokos- und Mangofrüchte, Bananen und sonstiges Obst darbieten. Auch Kinder drängen sich an die Thüren und auf schmutzigen Tellern bieten sie zum Verkauf noch viel schmutzigere Kuchen dar.

Doch bald ertönt das Pfeifen der Lokomotive, und mit rasender Eile stürmt der Zug in die weite öde Steppe hinein.

Wir befanden uns also auf jenem Schienenwege, von dem seit Jahren die besten Afrikaner immer träumten, den aber viele kurz-sichtige Leute für eine Unmöglichkeit hielten. Den Theorien der letzteren antworteten aber die ersteren unentwegt und in prophetischem Tone: „Unfehlbar wird der Tag kommen, wo mit Hilfe des Schieneweges die zentralafrikanischen Hochländer mit den großen Seen als Gesamt-Kolonieen dem unternehmendsten Handelsvolk erschlossen werden.“ Diese Prophezeiung ist schon halb verwirklicht und der Tag ist nahe, wo England, durch den Bau einer Eisenbahn nach den großen Binnenseen, den besten Teil Afrikas, des künftigen und letzten Provianthauses der Erde, sich gesichert haben wird.

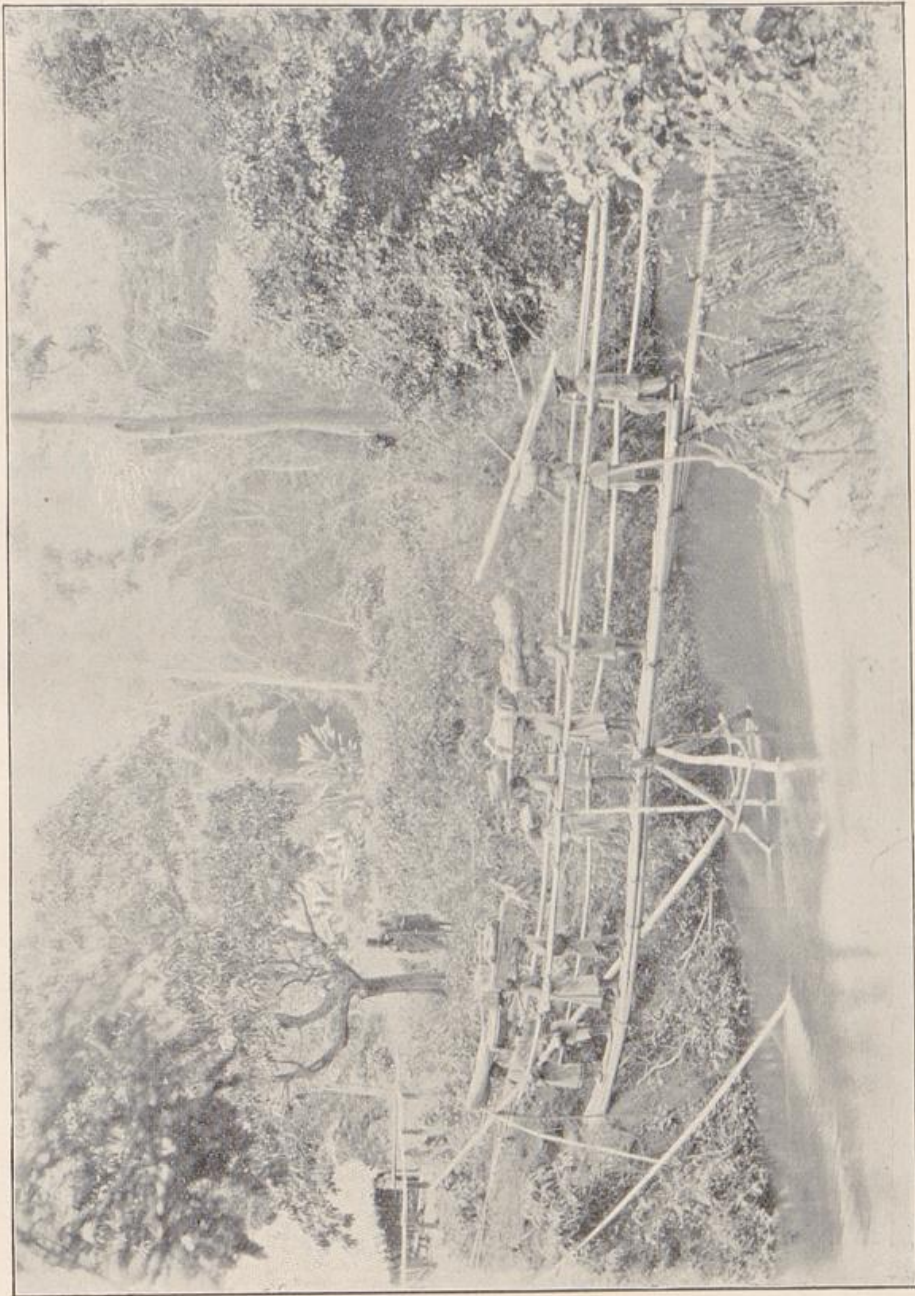
Während ich diesen Gedanken nachhing, rollte der Zug weiter durch die verbrannte Landschaft. Diese Strecke Taro-Maungu war den früheren Karawanen die gefürchtetste.



Sonntags-Gottesdienst auf der Wanderung.



Im tropischen Urwalde.



Brücke aus Bambusrohr über den Sumi in Caveta.

Und in der That, es erfordert eine große Willenskraft und viel Ausdauer, um mit einer schweren Last und unter glutheißem Himmel durch ein Land zu marschieren, wo man während mehr als sechs Tagen kein Wasser und keine Nahrung finden konnte. Da der Neger gewöhnlich keine so große Willenskraft hat, so glaubte der Europäer oft den Mangel an Willenskraft durch einen Zusatz von Gewalt ergänzen zu müssen. Wir wissen nämlich — und denken daran mit Schauern — daß gewisse Forscher auf dieser Strecke nachts das Lager mit Soldaten umringen und jeden Träger, der seiner erbärmlichen Lage durch die Flucht zu entgehen suchte, niederschießen ließen. Ja, ich weiß es, nur zu oft rötete das Blut eines armen Trägers die graue Steppe.

Die Lokomotive hat auch hier die ungünstigen Landesverhältnisse überwunden. Um diese einst so gefürchtete Strecke zurückzulegen, hatte jetzt ein englischer Bergnütungsreisender, der mir gegenüber saß, gerade Zeit genug, gemächlich sein Frühstück zu nehmen und die letzten Nummern eines aus Mombassa mitgenommenen Journals zu lesen.

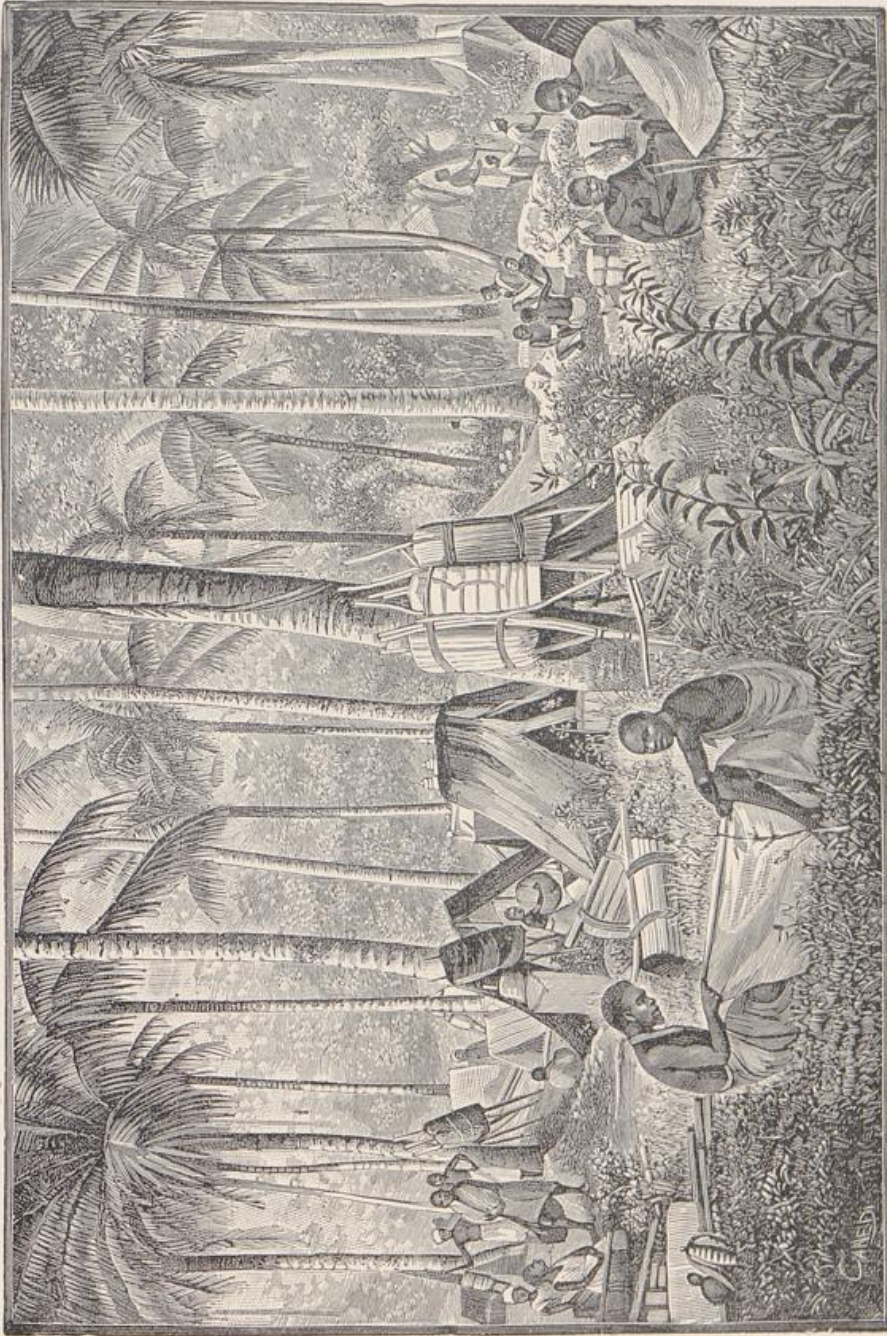
Bei Maungu und mitten im schnellsten Fahren ertönte auf einmal aus einem Offizierswagen ein ungewöhnliches Schreien. Ich stürzte auf das Fenster los und sah mehrere englische Offiziere, die wie verzweifelt nach der Maschine blickten, heftig die Taschentücher schwangen und dem Zugführer stopp! stopp! halt! halt! zuriefen. Als bald freischten auch die Bremsen, ein heftiger Ruck, und der Zug stand still. Ich ahnte ein Unglück. Als ich jedoch die Offiziere mit dem Gewehr aus dem Wagen stürzen und auf einen nahen Busch losrennen sah, wurde mir die Sache bald klar. Einer der Herren hatte hinter einem Busch drei Rhinocerosse gesehen. Wie Jagdhunde liefen die guten Engländer den großen Dickhäutern nach. Doch die Tiere hielten nicht Stand, und bald kamen die beutegierigen Söhne Albions, schweißtriefend und leuchtend, in ihren Wagen zurück, wo ihnen ein kräftiger Schluck Whisky herzlich

mundete. Bei Ndara wiederholte sich dieselbe Szene; doch diesmal war das Glück den Jägern hold, und zwei schöne Perlhühner wurden erbeutet. Man sieht, hier zu Lande sind die Eisenbahnreglements noch nicht so streng wie zu Hause. —

Wir haben bereits eine gute Strecke zurückgelegt, da ändert sich plötzlich das Landschaftsbild. Vor uns erheben sich malerisch die blauen, mit lichtem Wald gekrönten Ndaraberge. Rechts in der grauen Steppe entdeckt das Auge einen schmalen grünen Streifen. Es ist der Voi-Fluß. Bald werden auch die großen Zeltlager der indischen Arbeiter und Händler sichtbar. Der Zug hält an, wir sind in der Voi-Station.

Um dem Schreien und Lärmen der indischen Arbeiter und Händler zu entgehen, begeben wir uns einige hundert Schritte weiter. Am Ufer des Flusses, im Schatten eines großen Baumes schlagen wir unser Lager auf. Die Voi-Station ist die bedeutendste zwischen Njavo und Mombassa. Von hier aus kann die ganze Bahnstrecke immer mit Wasser versehen werden. Es besteht hier auch schon ein Dorf, wo die bekannten indischen Kleinhändler wuchern und die unwissenden Eingeborenen betrügen. Ich glaube aber, daß die Nachbarstation Ndii bald Voi übertreffen wird. Von Ndii sind es nur noch zwei Tagereisen bis Taveta, drei bis zur deutschen Militärstation Moschi. Von Tanga aus braucht der Kilimandscharo-Reisende mindestens 15 Tage; bei schlechter Jahreszeit viel mehr. Letztes Jahr, während der Regenzeit, war der Verkehr auf der Tanga-Strecke überhaupt abgebrochen. Im Luengerathale waren die Brücken weggeschwemmt worden, und niemand konnte die reißenden Bäche durchschreiten.

Von Mombassa aus, wo die Dampfer der ostafrikanischen Linie jetzt regelmäßig anlaufen, kann der Reisende in vier Tagen das Kilimandscharo-Gebiet erreichen. Der Vorteil springt in die Augen, und Leute, welche sagen, die Uganda-Bahn der Engländer ändere



Sagernde Saramane unter Palmen.

kaum die Lage am Kilimandscharo, sind einfach blind. —

Der Abend, den wir am Voi-Flusse zu brachten, war recht schön. Die Nachtruhe aber wurde fortwährend gestört durch das Heulen zahlreicher Hyänen. Dieselben kamen oft so nahe an das Zelt heran, daß die Träger mit Steinen und Feuerbränden nach ihnen werfen mußten.

Früh morgens brachen wir das Zelt ab und marschierten einige Stunden am Fuße der Ndaraberge entlang. Diese Berge erheben sich bis zu einer Höhe von 2000 Meter. Auf einem südlichen Abhange ist schon seit langen Jahren eine englisch-protestantische Mission angelegt worden. Die nur spärliche Bevölkerung scheint aber dem Christentum noch fern bleiben zu wollen.

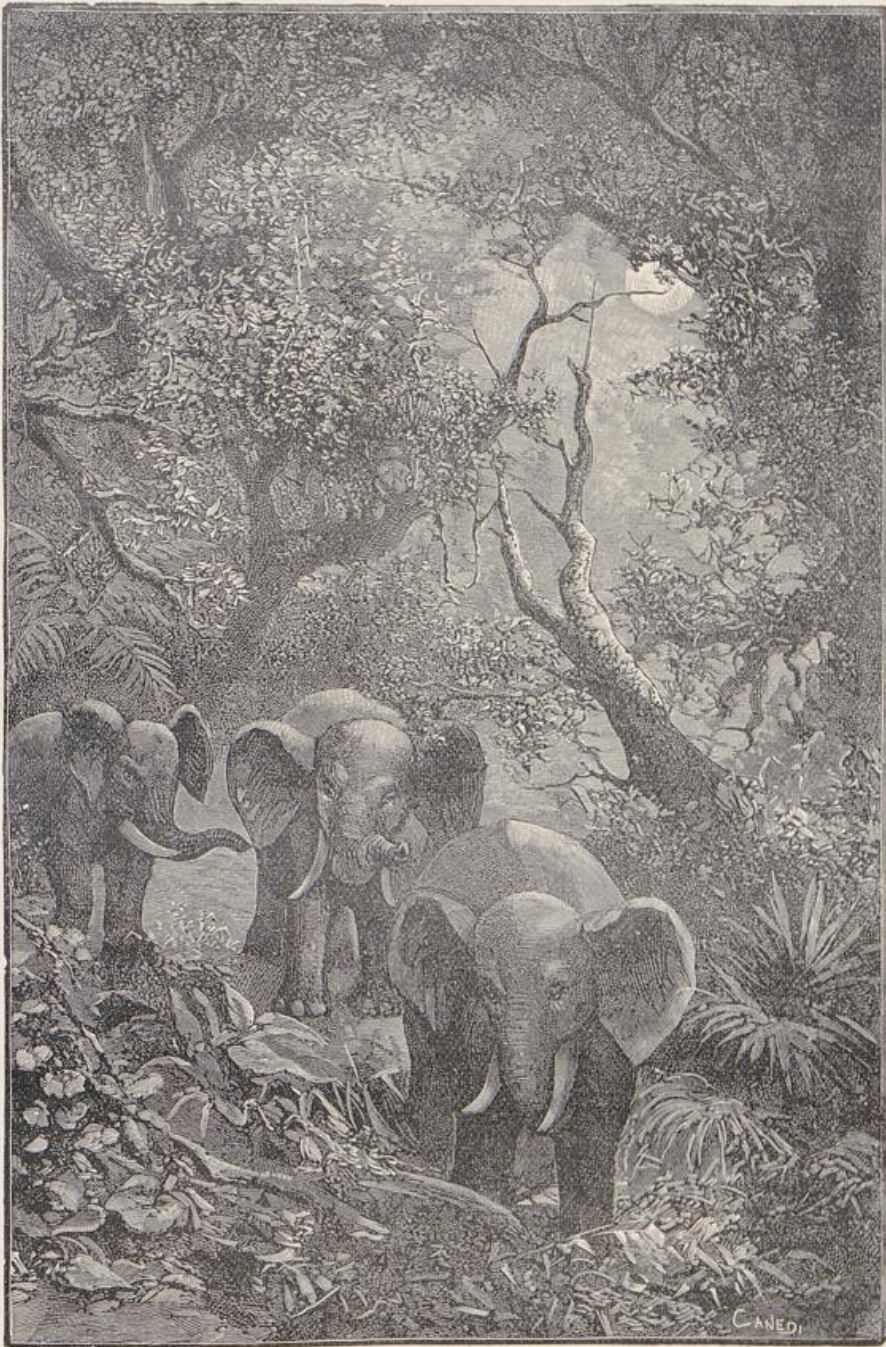
Nach einem vierstündigen Marsch erreichten wir abermals den Voi, wo wir unser Lager aufschlugen. Die Träger sprangen gleich ins Wasser und fingen Fische. Ich verfolgte eine Schar Perlhühner, denen man hier massenhaft begegnet. Nach einer Viertelstunde hatte ich zwei prächtige Exemplare erbeutet. Im Schatten des Waldes, am Ufer des plätschenden Baches verbrachten wir einen herrlichen Abend. Die Nacht brach herein, mild und sanft. Die feierliche Waldesruhe wurde nur unterbrochen von dem Rechzen eines Waldaffen und vom Rauschen des Waldbaches.

Beim ersten Morgengrauen brachen wir vom Voi-Flusse auf und marschierten durch die Felder der Wateita. Gegen zehn Uhr standen wir am Fuße des mehr als zweitausend Meter hohen Matate-Berges. Nach einer einstündigen Ruhepause begannen wir den Aufstieg. Es ist das kein leichtes Stück Arbeit, und jedem Reisenden, der möglichst schnell von Voi nach Bura gehen will, rate ich entschieden, den südlichen Weg der Matate-Ebene zu nehmen. Wer aber Zeit hat, der schrecke nicht zurück vor der Bergtour. Das wunderschöne Panorama, das sich dem Auge des Reisenden auf dem Gipfel des Berges darbietet, wird ihn für die Mühe des Aufstiegs reichlich entschädigen. Nach

allen Seiten hin ist die Aussicht unbeschränkt. Nach Osten schweift das entzückte Auge über die malerischen Ndaraberge, dringt weiter über die graue Maungusteppe und haftet in dämmernder Ferne an dem dunkelblauen Küstenstreifen. Im Süden entdeckt das Auge deutlich die Umrisse der Usambara-Berge; weiter nach Südwesten gleitet es an den schroffen Wänden der Para-Berge entlang und bleibt einen Augenblick staunend an den ein wenig nördlich gelegenen tausendzackigen Ugweno-Bergen hängen. Doch auch diese letzteren mit schönem Wald gekrönten Berge vermögen das Auge nicht lange zu fesseln. Eine geheimnisvolle unwiderstehliche Kraft lenkt es nach Norden. Hier endlich entdeckt es am fernen Horizont eine große leuchtende Fläche und wie hypnotisiert bleibt es auf derselben haften. Es ist die wie von lauterem Silber schimmernde, spiegelglatte Eiswand des Kibo . . . . .

Ich fühle mich ohnmächtig, zu beschreiben, welch ein Strom von Gefühlen und Empfindungen beim ersten Anblick dieses Naturwunders meine Brust durchwogte. Meine Augen konnten sich nicht satt sehen an dem wunderschönen Panorama. Gerne hätte ich noch einige Zeit auf dieser lustigen Bergeshöhe weilen mögen. Doch die Sonne war schon im Sinken und wir hatten noch einen zweistündigen Marsch bis zur Mission. Mit einem Gefühl von Wehmut begann ich den Abstieg. Der am Bergesabhang sich hinschlängelnde Fußpfad ist oft so schmal, daß man vorsichtig einen Fuß vor den andern setzen muß, um nicht hinunterzustürzen in die schauerliche Tiefe.

Nach einem zweistündigen, sehr mühsamen Abstieg erreichten wir das malerische Bura-Thal. Wir überschritten den Mlameni-Bach und gelangten bald in die Felder der Mission. Ein Bote war vorausgeeilt, um die Ankunft des hochw. Herrn Bischofs zu verkünden. Am Eingang der Station stand Pater Mevel, der Obere der Mission, mit sämtlichen Christen und Jünglingen, um den Bischof zu begrüßen. Voran Kreuz und Fahnen, unter Gesang



Elefanten im Urwald.

und Glockenklang hielt der Bischof seinen Einzug in die Station.

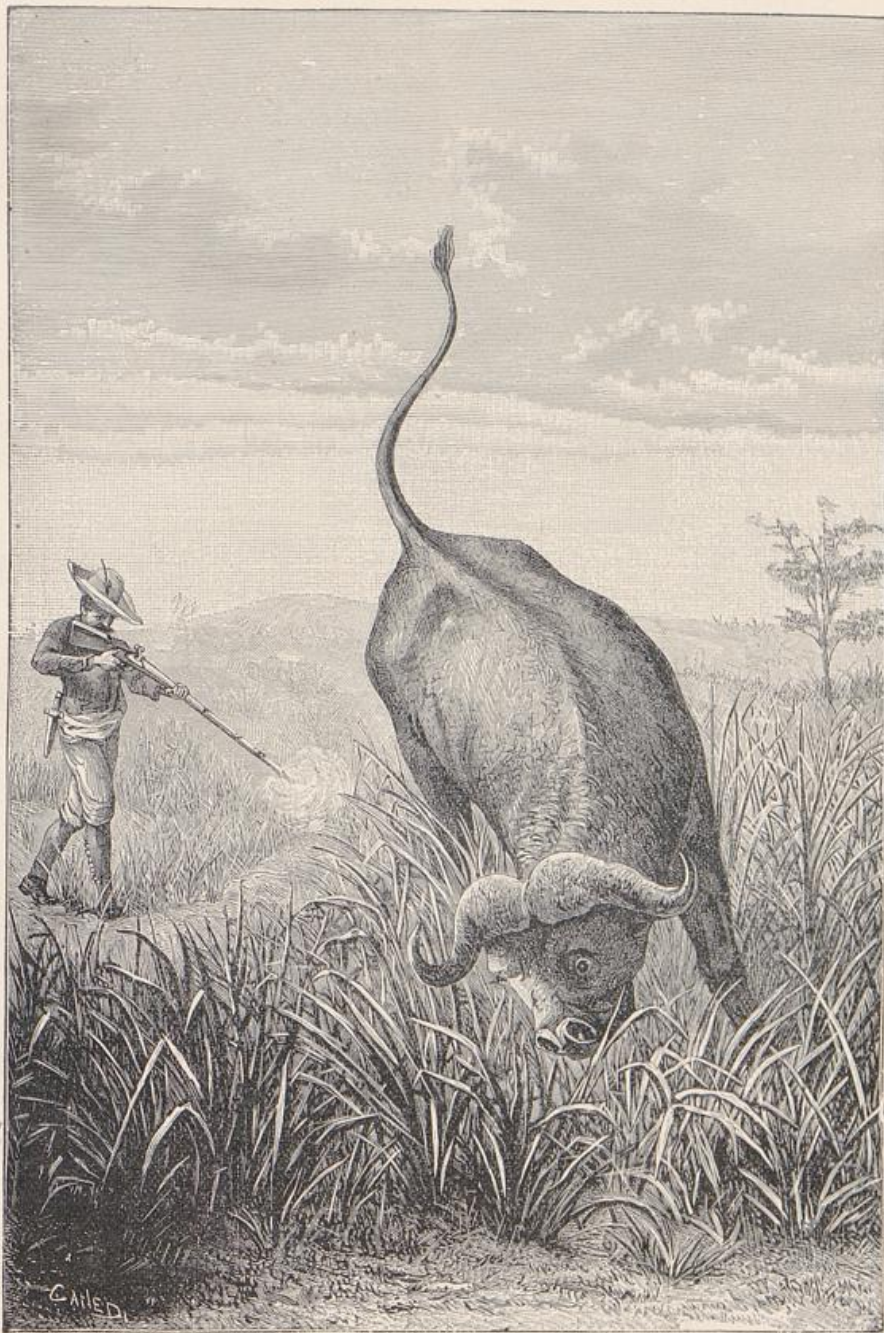
Die Station Bura wurde gegründet am 15. Dezember 1892 durch die Patres Mevel und Rohmer und Bruder Solanus Zipper. Heute bestehen bereits zwei christliche Dörfer verheirateter Christen. Auf der Mission selbst befinden sich 76 getaufte Böglinge. Dreihundert Katechumenen, meist ältere Wateita, werden in nächster Zukunft die hl. Taufe erhalten. —

Die Station besitzt eine geräumige, mit Luftziegeln ausgeführte, mit Wellblech bedeckte recht schöne Kirche. Die Wohnung der Missionäre ist ein großes, zweistöckiges Gebäude. Beide Stockwerke sind ringsum mit einer Veranda umgeben. An dieses Gebäude reihen sich die Wohnhäuser der Knaben und Mädchen, zwei Schulen und Werkstätten an. Alle diese Gebäude sind ebenfalls von Bruder Zipper, einem rüstigen Elsäffer, mit Luftziegeln erbaut worden. Der Gemüsegarten ist sehr ausgedehnt. Neben tropischen Früchten, wie Apfelsinen, Feigen, Ananas, Kaffee und Vanille, bemerkt man auch fast sämtliche europäischen Gemüsesorten, wie Kohl, Kartoffeln, Karotten u. s. w. Selbst schöne, große Trauben gab es. Auch zahlreiche, buntfarbige Blumen erfreuen überall das Auge. Wer von Mombassa nach dem Kilimandscharo reist, der versäume es ja nicht, dieser Mission einen Besuch abzustatten. Sie ist nämlich, wie es neulich der englische Generalkonsul Sir Arthur Harding hervorgehoben hat, die schönste Kulturstation zwischen Mombassa und dem Kilimandscharo-Gebiet.

Vielleicht wird es von Interesse sein, einiges aus dem Leben und Treiben der Wateita zu vernehmen. Die Bevölkerung des Taita-Gebietes beläuft sich auf etwa 40 000 Seelen. Die Leute wohnen zerstreut auf den Ndara- und Bura-Bergen und um den Kisigao. Das Land ist wasserarm, in trockenen Jahren herrscht immer Hungerstnot. Nur drei kleine Bäche, nämlich der Voi, der Matate und der Mlameni, liefern den Eingeborenen ein spärliches Wasser. Wie das

Land, so sind auch die Einwohner arm. Sie sind von mittlerer Größe, mager und sehen meist schwächlich aus. Die Weiber sind durchwegs stärker gebaut als die Männer. Nirgends in Ost Afrika fand ich so viele Junggesellen, wie hier in Taita. Dieser Umstand hat eine doppelte Ursache: erstens ist in diesem Lande das weibliche Geschlecht bei weitem nicht so stark vertreten wie das männliche; zweitens sind viele junge Wateita zu arm, um das übliche Heiratsgut aufzubringen, so daß sie sich der Freude, ein Weib zu nehmen, enthalten müssen.

Die Wateita sind Ackerbauer, Hirten und Jäger. Sie haben nicht viel Ochsen, nur wenig Schafe, aber ziemlich viel Ziegen. Die Ziege scheint das Lieblingstier der Wateita zu sein. Sie findet man in allen bedeutenden Lebensphasen. Findet eine Geburtsfeier statt — schnell eilt der glückliche Vater zur Herde, führt eine fette Ziege mit sich nach Hause und verspeist sie mit seiner Frau, seinen Brüdern und Onkeln. Hat das Kind, Knabe oder Mädchen, vier bis fünf Jahre erreicht, so wird es beschnitten. Bei dieser Beschneidungsfeier wird natürlich wieder tüchtig getanzt und geschmaust. In großen, hölzernen Gefäßen schäumt das Bier. Aber auch die gebratene Ziege darf nicht fehlen. Die Pubertätsfeier versammelt auch wieder die nächsten Familienglieder um eine gebratene Ziege. Ist endlich das Taitamädchen reif zur Heirat, so wird es seinem Zukünftigen nicht übergeben, bis derselbe die vom Vater bestimmte Anzahl Ziegen abgeliefert hat. Ist das Mädchen schön und stark gebaut — zu merken ist, daß der Neger ganz eigene Begriffe von Schönheit hat — so wird es mit zehn und oft mit noch mehr Ziegen bezahlt. Hat hingegen Mutter Natur die arme nicht sehr begünstigt, so ist sie nach dem Ermessen des Vaters immer noch sechs Ziegen und einen Krug Bier wert. — Wird jemand krank, gleich wird eine Ziege getötet, um in den Eingeweiden derselben zu sehen, welcher Teufel Schuld an der Krankheit sei. Diesmal bekommt der Zauberer oder Medizinnann



Auf der Büffeljagd.

das Fleisch. Stirbt der Kranke, so müssen auch wieder zwei Ziegen ins Totenreich wandeln. Das Fleisch bekommen die, welche den Toten beweinen müssen, wie ich glaube, damit sie mehr Kräfte zum Schreien und Wehklagen bekommen. Auch am Jahrestage des Todes des Heimgegangenen feiert die Familie ein kleines Fest, wo auch wieder eine Ziege verspeist wird. Will ein Mteita einen hohen Fremden begrüßen, so führt er ihm immer eine Ziege entgegen. Wird jemand auf offener That des Diebstahls oder Ehebruchs ertappt, so befriedigt er die geschädigten Personen mit einer gewissen Anzahl Ziegen. Wollen die jungen Wateita einen Jagd- oder Kriegszug unternehmen, so werden zuerst Ziegen geschlachtet und gegessen; denn Ziegenfleisch, meinen sie, macht stark und giebt Mut. Kurz, in allen glücklichen und unglücklichen, fröhlichen und traurigen Momenten des Lebens eines Mteita spielt das harmlose Tier, das man Ziege nennt, eine wichtige Rolle.

Die Wateita stehen im Ackerbauwesen noch sehr tief. Sie verlegen sich nur auf solche Pflanzungen, welche fast keine Arbeit verlangen. Gepflanzt werden fast nur Bananen, Zuckerrohr, Süßkartoffeln, Bohnen und Kürbisse. Die Felder sind in den Thalsohlen angelegt, während die Dörfer nur auf und an den Bergen liegen. Früher bewohnten die Wateita die fruchtbare Matate-Ebene und die weiten Thäler längs des Mlameni. Da sie aber wiederholt von den plündernden Massai-Horden heimgesucht wurden, zogen sie sich auf die Berge zurück. An den dürren Abhängen der Berge konnten jedoch die Pflanzungen nicht gedeihen, und so blieben die Felder in der Ebene. Früh morgens steigen Weiber und Kinder von den Höhen herunter und begeben sich in die oft stundenweit entlegenen Felder, um spät abends wieder den Berg zu erklettern. Der Feldbau fällt ganz den Weibern und Kindern anheim. Der männliche Mteita sieht es als eine Schmach an, zu arbeiten. In der letzten Zeit jedoch hat ihn die Not oft dazu gezwungen, sich bei durchziehenden Europäern als Träger

einzustellen. Aber sämtliche Europäer haben die bittere Erfahrung gemacht, daß die Wateita zum Trägerdienst nicht taugen. Mit 55 Pfund — die Wanjamwesti tragen 70 bis 80 Pfund — hat ein Mteitaträger schon zu viel. Jede halbe Stunde möchte er ausruhen und essen. Will ihn dann der Karawanenführer vorwärts treiben, so legt er sich hin auf seine Last und sagt mit dem gelassensten Ton von der Welt: „Schlage mich, du hast Recht; töte mich, du hast Recht, aber ich kann nicht weiter.“

Das Lieblingsgeschäft des Mteita ist die Jagd. Bewaffnet mit Pfeil und Bogen, an der Hüfte das kurze, zweischneidige Schwert, begiebt er sich mit seinen Altersgenossen hinaus in die weite Steppe und liegt dem edlen Waidwerk ob. Man gräbt Gruben, stellt Fallen, legt Schlingen und lauert mit vergifteten Pfeilen in der Nähe einer Quelle, wo das Wild am Abend seinen Durst zu löschen pflegt. Ich wohnte eines Tages dem Nachsuchen der Gruben bei. Dieselben dehnten sich auf eine Länge von sieben Kilometer aus; auf diese Strecke kamen mindestens achtzig Gruben. Dieselben sind sehr tief, oben breit, und verschmälern sich langsam nach unten, wo sie so schmal sind, daß auch die kleinste Antilope im Fallen nicht den Boden zu erreichen vermag. Die Gruben sind sorgfältig mit Reisig und Gras bedeckt. Zwischen den einzelnen Gruben, die sich auf einer Linie befinden, wird ein Berceau von Sträuchern und Dornen geschaffen, so daß das Wild zum Passieren nur diejenigen Öffnungen wählen kann, wo sich Gruben befinden. Das Ergebnis obiger Nachsuchung, der ich beiwohnte, war die Erbeutung einer jungen Giraffe, einer alten Löwin und dreier gewöhnlichen kleinen Antilopen. Alle Tiere waren lebend, nur eines hatte ein Bein gebrochen. Fällt ein Tier in die Grube, so findet es sich gefangen zwischen den Rippen und liegt fest wie in einem Schraubstock. An einen Sprung oder an ein Emporarbeiten ist nicht zu denken, weil die Beine des Tieres keine Stütze finden. Jede Kraftanstrengung,



Begegnung mit einem Doppelnashorn.

jede Bewegung treibt es nur noch fester zwischen die Wände der Grube. Es kann wirklich nicht bestritten werden, daß die Wateita ebenso geschickte Tierfänger sind als die Wandorobo.

Neben dem Jagdbetrieb war es auch uralter Gebrauch der Wateita, jedes Jahr einen Streifzug in ein benachbartes Gebiet zu unternehmen. Ukamba und besonders Pare waren gewöhnlich das Ziel dieser Streifzüge, auf welchen man besonders junge Mädchen und Weiber mitzuschleppen versuchte. Der vor drei Jahren auf Pare ausgeführte Schlag glückte vollkommen. Viele Kühe und Ziegen, auch eine große Anzahl Weiber und Kinder wurden erbeutet. Natürlich wurde von der deutschen Regierung bei der englischen Behörde Klage erhoben, der man zum Teil auch gerecht wurde. Zahlreiche Pare-Kinder, deren Eltern beim Ueberfall erschlagen worden waren, wurden bei dieser Gelegenheit unserer Bura-Mission zu Erziehung übergeben. Auf einem andern Zuge nach Kombo waren die Wateita nicht so glücklich. Der Ueberfall war in aller Stille geplant worden. Es galt, sich der in den Feldern arbeitenden Kombo-Mädchen zu bemächtigen. Ein ungeschickter Mteitakrieger war aber in der Steppe bemerkt worden und die Komboleute waren auf der Hut. Kaum hatten die unvorsichtigen Wateita die ersten Felder betreten, so tauchten auch überall hinter dem Gebüsch die Hünengestalten der Warombo auf und stießen ihren Kriegsschrei aus. In einem Augenblick waren die Wateita in die Enge getrieben wie eine ängstliche Herde. Sechszundsiebenzig fielen unter den mächtigen Streichen der Warombo. Nur einige entkamen, um die traurige Nachricht nach Hause zu bringen. Einen ganzen Monat hindurch ertönte das Burathal von dem Weinen und Wehklagen der trostlosen Freunde und Verwandten der auf fremder Erde Gefallenen.

Die Wateita erkennen kein einheitliches Staatsoberhaupt an. Es giebt nur Dorfälteste, die von einander völlig unabhängig sind. Nur von zwei Häuptlingen habe ich

gehört, daß sie es bis zum Bezirkshauptling gebracht haben. Diese Häuptlinge sind fast immer Leute, welche sich früher durch ihre persönliche Körperkraft, durch ihren Mut im Kriege, durch ihre List und Grausamkeit ausgezeichnet haben und sich so Einfluß über eine gewisse Anzahl Schwächerer zu sichern wußten. Aber wie gesagt, zu einem großen Einfluß hat es keiner gebracht. Leute, welche die Verhältnisse nicht kennen, sprechen oft von Bogoli, als dem Sultan von Bura, oder gar von ganz Taita. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß dieser Bogoli nur der Häuptling des kleinen unweit der Karawanenstraße gelegenen Dorfleins Barawa ist. So ein miserables, schmutziges Nest — Dorf kann man so eine Schmutzhöhle nicht nennen — hatte ich in Afrika nie gesehen.

Als ich bei Bogoli zu Besuch war, zeigte er mir eine große englische Flagge und wollte mir dieselbe durchaus aufdrängen. Als ich ihn fragte, warum er sich der Flagge entledigen wollte, erhielt ich folgende Antwort:

„Ich habe diese Flagge von einem hier durchziehenden Engländer erhalten. Sie sollte mich und mein Eigentum schützen und mir noch Macht verleihen über andere Häuptlinge. Aber seit ich diesen verwünschten Tuchlappen habe, bin ich in meinem eigenen Hause nicht mehr sicher. Alle Durchziehenden, besonders die Askari (Soldaten), kommen zu mir und sagen mir fortwährend: Bogoli, du hast die Flagge; du bist ein Mann der Regierung und mußt insolge dessen auch zeigen, daß du die Regierung und ihre Diener liebst. Dann nimmt der eine einen Krug Bier, der andere eine Ziege, ein dritter ein Huhn und ein vierter das Ei dazu. Mein so kann es nicht länger fortgehen. Wenn du die Flagge nicht willst, so soll sie meinetwegen der T... holen. — Hi, Hi, d. h. so viel als „Amen, so sei es“ riefen sämtliche im Kreise hockenden Zuhörer, dem alten Bogoli Beifall zunickeend.

Natürlich nahm ich die Flagge nicht mit mir, bedaure aber sehr diesen armen Bogoli, der immer ein guter Freund der Mission war.

Bei meinen Nachforschungen über die Wateita ist es mir auffällig geworden, daß bei einem verhältnismäßig so tief stehenden Volke die Mode nicht nur ihre Rechte hat, sondern überall mit einer wahren Tyrannei das Szepter schwingt. Einen dicken Band könnte man schreiben über die Bedürfnisse der Mode bei den Wateita. Es würde mich natürlich zu weit führen, alle Verunstaltungen der Ohren, der Zähne und der Haut zu

schildern, oder die Namen aller Schmuckgegenstände zu sagen. Erwähnt sei hier nur ein kleiner Lugsartikel, den man in den Händen einer jeden oder eines jeden schönen Mteita findet. Es ist das eine winzig kleine Zange, deren man sich bedient, um das Barthaar, die Haare der Augenlider, und auch sonst alle Haare auf dem Körper auszureißen. Aufmerksamkeit würde jedoch die Haartracht verdienen. Friseure einer europäischen Groß-



Mteita-Mann.



Mteita-Mädchen.

stadt könnten hier hochinteressante Beobachtungen anstellen und ihren Klienten neue Schnitte aufstischen. Die Frisur ist nämlich hier zu Lande sehr mannigfaltig und wechselt bei Kindern, bei Erwachsenen, bei Verheirateten und Unverheirateten und bei alten Personen. — Auch Modehändlerinnen könnten bei der Beschauung eines jungen aufgeputzten Mteitamädchens zu neuen Ideen kommen und dieselben nachher in Europa verwirklichen.

Nichts Originelleres als ein Mteita-Mädchen im Festputz. Die Schöne selbst ist ziemlich klein von Statur und hat ein rundes Gesicht mit etwas vortretenden Gesichtswinkeln. Ihr Gliederbau ist eisenstark und dennoch ist sie flink und weich wie eine Schlange. Ein kokettes Lächeln umspielt ihre Lippen. Ein Ueberzug von Lampenruß und Hammelfett, das einen ganz eigentümlichen Geruch hat, bildet die Hauptbekleidung. Glitzernd und strahlend

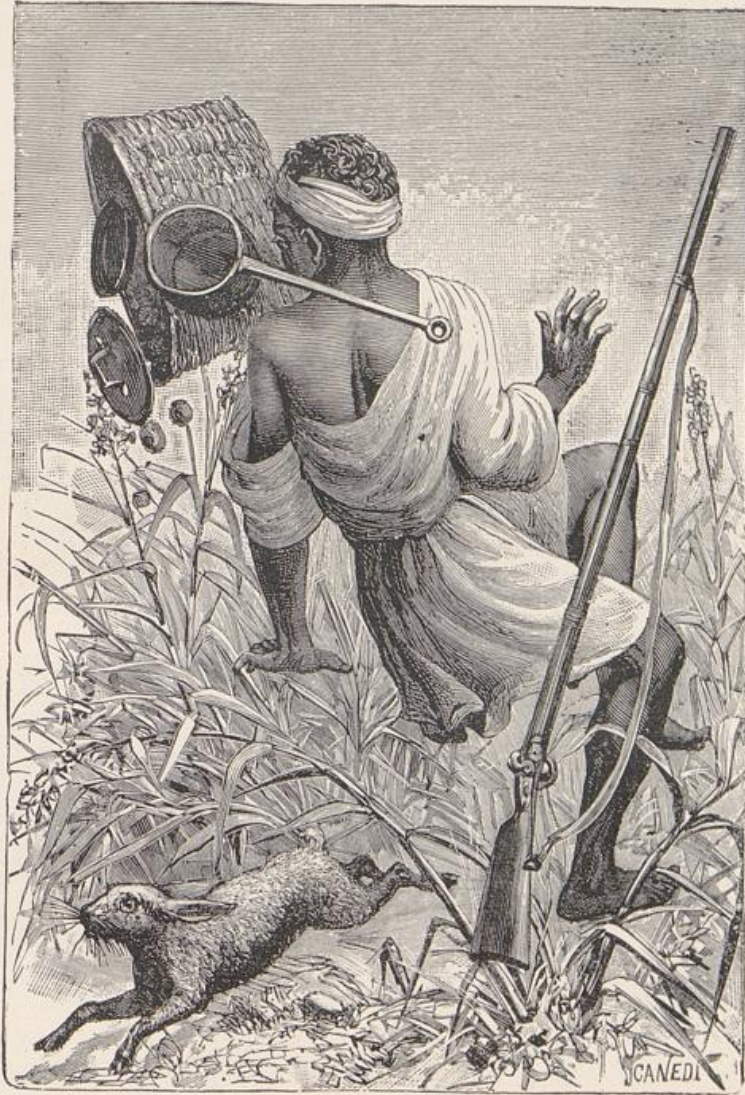
steht sie da, sagt Thomson, wie eine frisch aus der Schale kriechende Schnecke, welche sich zum abendlichen Spaziergang rüstet. Ein kleines, mit blendend weißen Perlen besetztes Fellstück in der Größe eines winzig kleinen Damentaschentuchs bedeckt die vordere Blöße. Die hintere Blöße umschlingt ein Lederschurz, der nach unten in einem Schwalbenschwanz endigt. Die zwei Zipfel klappern lustig und kadenzmäßig um die Beine herum. Das Kopshaar ist ringsum rasiert und auf diesen rasierten Teil ist ein blendendes Perlband gelegt. Die Ohrläppchen sind überall durchbohrt und ganze Klumpen Perlenringe sind daran befestigt. Die Wimpern der Augenlider sind mit einer Zange sorgfältig entfernt und die langen Zähne mit einer Feile zugespitzt worden. Ein etwa acht Kilo (!) schwerer Perlenkragen ist um den Hals geworfen und fällt auf die breite Brust herab. Unzählige eiserne Spiralarbunden und Perlenchnüre sind um die Taille geschlungen. Schwere, messingene Spangen schlängeln sich um Arme und Beine. — Im ganzen trägt ein junges reiches Mteitaweib 28 bis 36 Pfund Schmuckfachen auf seinem Leibe. Nur wenn die Schöne unter einer solchen Last von Schmuckgegenständen einhergehen kann, fühlt sie sich glücklich. Arme Eva's Tochter, auch du bewahrheitest den Spruch: Hoffart muß Zwang leiden. — Wie alle Vantuvölker so haben auch die Wateita große Furcht vor übernatürlichen Erscheinungen, eine ausgeprägte Kenntnis und ein tiefes Bewußtsein der moralischen Gesetze. Auch findet man bei ihnen alle jene Feierlichkeiten und Ceremonien, welche bei Anlaß der Geburt, der Beschneidung, der Pubertät, der Ehe und des Todes stattfinden. Viele dieser Gebräuche bestätigen die Urtradition, manche erinnern selbst an biblische Sitten; so z. B. die Leviratshe, bei welcher der Bruder das Weib seines verstorbenen Bruders heiraten muß. Ueberhaupt, scheint es, könnte man bei diesen Wateita interessante semitische Nachforschungen machen. Ist doch Taita ein biblischer Name, semitische Namen,

semitische Gebräuche, semitischer Typus, jüdischer Instinkt im Handeln. —

Uralt und vielleicht auch semitischen Ursprungs ist die Sitte der Wateita, den Toten nach einer gewissen Zeit wieder auszugraben und dessen Schädel an einer eigens dazu bestimmten heiligen Stätte, gewöhnlich in einer Felsengrotte, auszusetzen. — Von der Veranda der Mission aus kann man die Stelle einer solchen Totenschädelausstellung erblicken. Ich entschloß mich, diese Totenstätte zu besuchen.

Der Weg führte mich zuerst durch Felder, dann einen Hügel hinauf durch ein Stück Urwald. Alles trug hier den Stempel des Geheimnisvollen und schien wie geschaffen, den Geist zu heben: das Sprudeln einer nahen Quelle, das Rauschen des Waldes und besonders die stille Einsamkeit. Plötzlich stand ich vor einer hohen Felsenmauer. Am Fuße des Felsens war eine anscheinend natürliche Höhlung; am untern Teile derselben ragten zwei Abhänge, wie zwei natürliche Steinbänke hervor. Auf diesen Steinbänken standen, dicht an einander gedrängt und in einer Doppelreihe rangiert, grinsende Totenschädel. — Zwei Schädel waren mit frischen Graskränzchen umschlungen.

Zwei kleine Pfade führen zu der Totenstätte. Oft sieht man beim Einbrechen der Nacht die Ältesten des Bezirkes nach der Totengrotte pilgern. Ein mächtiger Krug Bier begleitet sie. Auf der Stelle angekommen, nimmt der älteste Anwesende ein wenig Bier und gießt es über den kahlen Schädel des Toten, den man beruhigen will. Wird nämlich das Haus oder die Herde eines Mteita durch Unglück heimgesucht, so glaubt er, der Geist seines verstorbenen Vaters oder Bruders sei noch nicht am Orte der Ruhe angelangt und verlange daher ein Opfer. — Um ihn zu beruhigen, wird nun auf die Stirne des Schädels ein wenig Bier — wie es scheint, manchmal auch das Blut einer Ziege — gegossen. Nach dieser Ceremonie macht der Becher die Runde, und das Bier wird von den Anwesenden ausgetrunken. — Bei Mond-

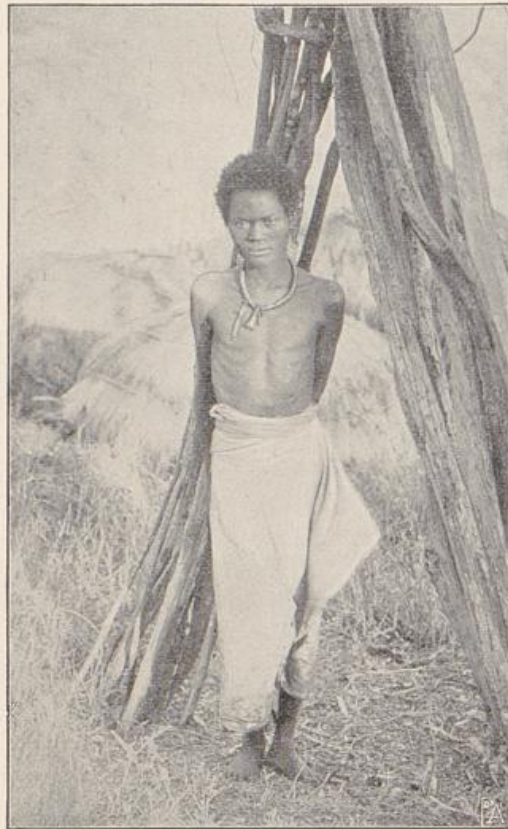


Es war nur ein Häslein!

schein und unter düsterem Schweigen verlassen die nächtlichen Wallfahrer die Todesstätte mit dem tröstenden Gefühl, ein gutes Werk gethan zu haben. —

Wir waren bereits zwölf Tage in Bura. Gerne wären wir noch länger geblieben, aber wir mußten weiter. Im Morgenrauen eines schönen Februartages verließen wir

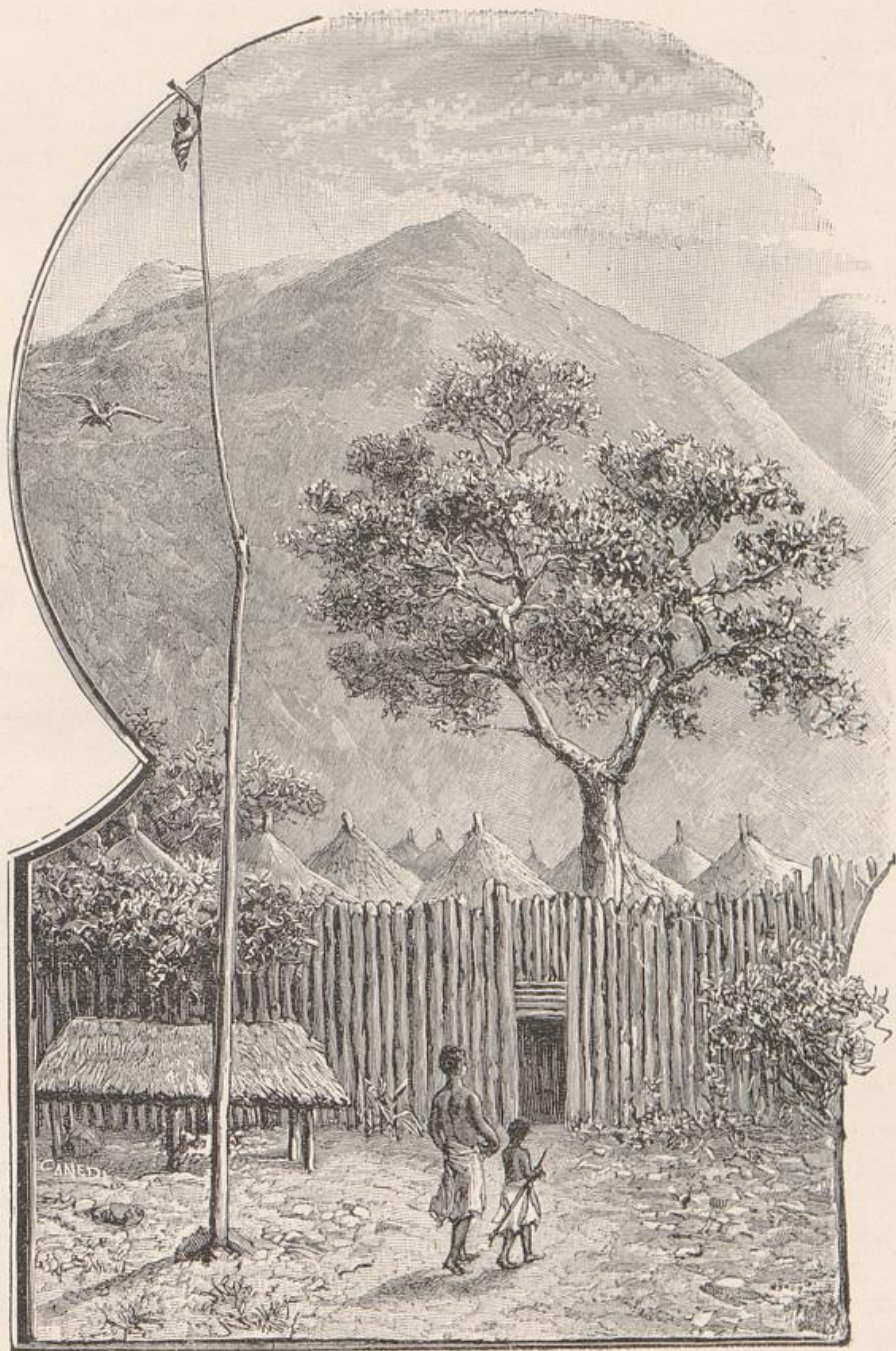
die Station. Unsere lieben Mitbrüder und auch sämtliche Zöglinge begleiteten uns noch eine Strecke. Wir wollten an diesem Tage an einem von der Mission ungefähr 4 Stunden entfernten Wasserplatz lagern, um dort uns und unsere Träger für die folgenden Tage mit Wasser zu versorgen. Denn auf der ganzen Route zwischen Bura und Taveta



Bum Gode verurteilter Zauberer  
in Bura.

war kein Wasser mehr zu hoffen. — Wir marschierten einige Zeit den Mtameni entlang. Kaum hatten wir dann den ersten Hügel erreicht, als die Sonne am Horizont hervorbrach und ihr rosenfarbiges Licht auf Hügel, Berge und Thäler warf. Tausende von Käfern schwirrten durch die Luft, zahlreiche Vögel zwitscherten in den Zweigen, alles in Gottes schöner Natur lebte und webte und freute sich des Daseins.

Nein, es gibt nichts köstlicheres als solch ein Morgenausflug im tropischen Afrika während der trockenen Jahreszeit. Wie frei atmet man in der würzigen Morgenluft! Wie vergnügt und fröhlich marschiert man in Hemdärmeln, eine alte Melodie jodelnd, auf dem fußbreiten Negerpfade! Hier ist man nicht gebunden an Gesetze banaler, steifer Höflichkeitsäußerungen. Hier giebt es auch keinen Gendarm, der jeden Schritt und Tritt



Gingang in ein Negerdorf.

überwacht. Ein unsägliches Gefühl von Freiheit durchströmt das Herz und man fühlt sich hundertmal mehr Mensch als zu Hause in Europa. —

Selbst unsere Träger bewiesen durch ihr Singen und herzliches Lachen, daß auch sie sich wohl fühlten in der schönen freien Natur. Indem sie auf dem thaufrischen Pfade rüstig vorwärts schritten, sangen sie unaufhörlich: „Der Buana mtubua (unser Herr) hat einen langen Bart, he, hee!

„Einen sehr langen Bart, he, hee!

„Einen Bart wie ein Büffelschwanz, he, hee! . . . .“

Gegen zehn Uhr erreichten wir eine Krümmung des Mfameni und schlugen daselbst unser Lager auf. Ein Träger, der sich inzwischen an den Bach begeben hatte, kam zurück mit der trostlosen Meldung, es sei kein Tropfen Wasser darin; und so war es auch. Der kleine Mfameni-bach war hier ganz ausgetrocknet. Wie mir gesagt wurde, hatten ihn die Wateita weiter oben in ihre Felder abgelenkt. Es blieb uns also nichts übrig, als sämtliche Träger zurück nach Bura zu schicken, um das für die Durchquerung der Seringeti-Steppe nötige Wasser zu holen. Spät abends kamen sie wieder zurück. — Sie kochten dann und aßen bis tief in die Nacht hinein. Es schien mir, als wollten sie gar nicht mehr aufhören zu essen. Es ist unglaublich, welche außerordentliche Mengen Nahrungsmittel der Magen eines Schwarzen fassen kann. —

Den andern Morgen brachen wir in aller Frühe vom Mfameni auf. Nach einem Stundenmarsch erreichten wir die Höhe der letzten mit grünem Wald gekrönten Hügelfette. Vor uns lag die weite, öde, sonnenverbrannte Seringeti-Steppe. Es ist das das dürrste, unfruchtbarste Gebiet, das man sich denken kann. Die Vegetation ist erbärmlich arm. Das Auge entdeckt überall die weiten, fahlen Flächen des roten Lateritbodens. Dazwischen wachsen kümmerlich niedere strauchartige Akazien, dornige Kaktus-Euphorbien und Stachelkräuter aller Art. Traurig streicht der Wind durch die struppigen, des grünen Blätterschmucks beraubten Wipfel, gleich als ob er weine. Man vernimmt hier weder die

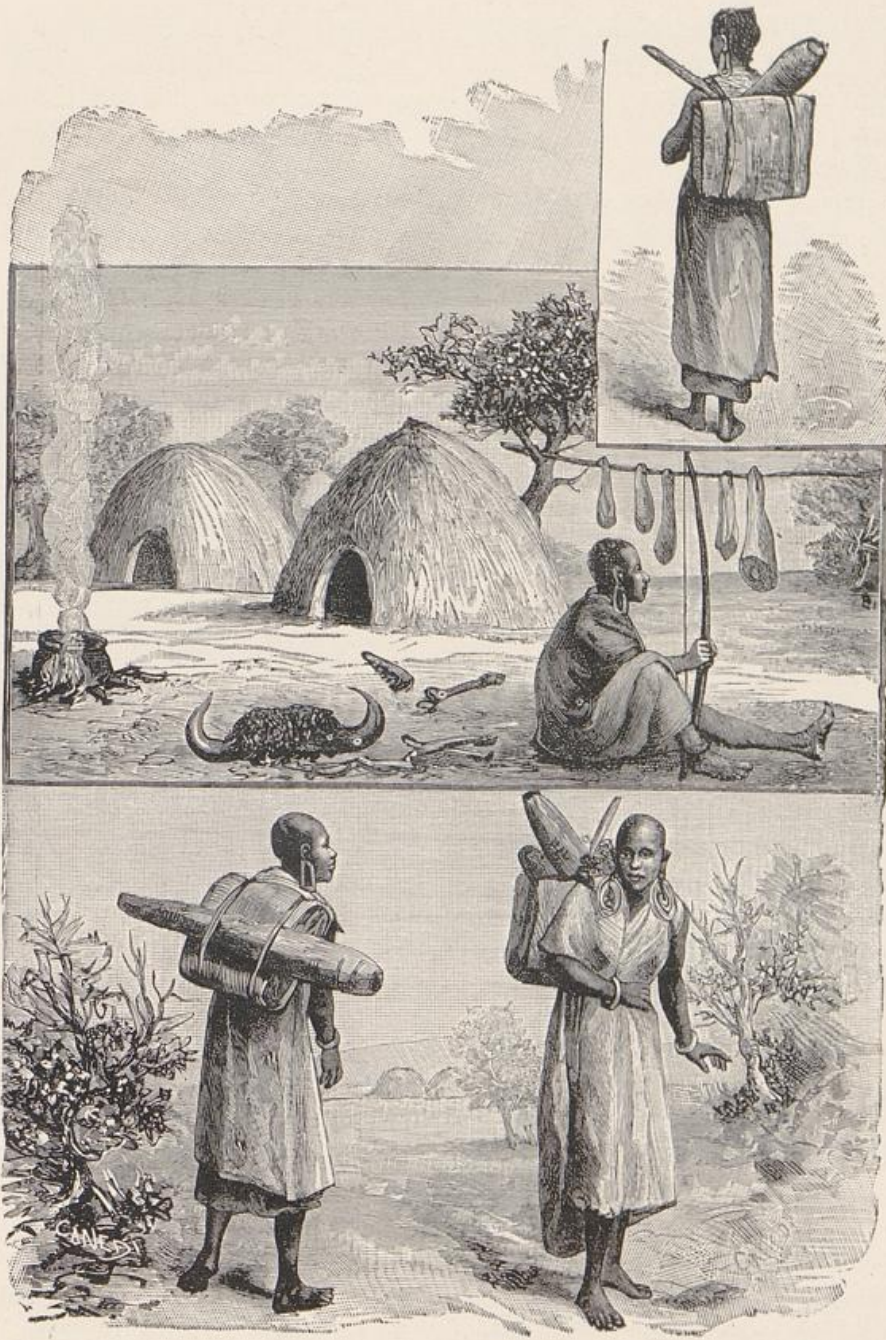
Stimme eines Vogels, noch das lustige Schwirren und Summen der Insekten. Die Totenstille wird nur unterbrochen von Zeit zu Zeit durch das dumpfe Geräusch einer fliehenden Antilope. —

Nach einem strammen achtstündigen Marsch schlugen wir unser Zelt auf. Während der Nacht ließ der König der Wüste oft in unmittelbarer Nähe seine mächtige Bassstimme ertönen. Die Träger erhoben sich dann jedesmal und schürten eifrig das Nachtfeuer. Hundertmal habe ich dieses Brüllen gehört und jedesmal wieder, wenn ich es aus nächster Nähe vernehme, schlägt das Herz heftiger an die Rippen. Ich habe in Afrika im ganzen fünfzehn Löwen zu Gesicht bekommen, zum Teil sehr nahe — z. B. den, der mir einen an den Fußstollen meines Bettes gebundenen Hund erwürgte —, aber ich gestehe es, es hat mich immer viel weniger erregt, den Löwen zu sehen, als ihn aus nächster Nähe brüllen zu hören.

Des andern Tages brachen wir gegen 6 Uhr das Lager ab, nahmen eine Tasse Kakao und zogen weiter durch den trostlosen Pori. Die Hitze war fast unerträglich. Das Blut schien zu kochen in den Adern. Die der Sonne ausgesetzten Teile, wie Hals und Hände, schälten sich einige Tage nachher ab. Auch die Augen schmerzten sehr infolge der Zurückstrahlung des roten Lateritbodens. —

Gegen 1 Uhr nachmittags erreichten wir Lenschoro. In sonstiger Jahreszeit ist hier Wasser zu haben, aber jetzt waren die im Felsen vorhandenen Vertiefungen ausgetrocknet. Nach einer Ruhepause gingen wir wieder weiter. Wir wollten nämlich noch an demselben Tage Taveta erreichen. —

Von dem Gewaltmarsch des Morgens sehr ermüdet, kamen wir auf dieser letzten Strecke des Weges nicht schnell vorwärts. Bei Einbruch der Nacht erreichten wir jedoch die Ufer des brausenden Lumi, wo wir unser Zelt aufschlugen. Der folgende Tag war ein Ruhetag, den wir benutzten, um uns Taveta und Umgegend anzusehen. —



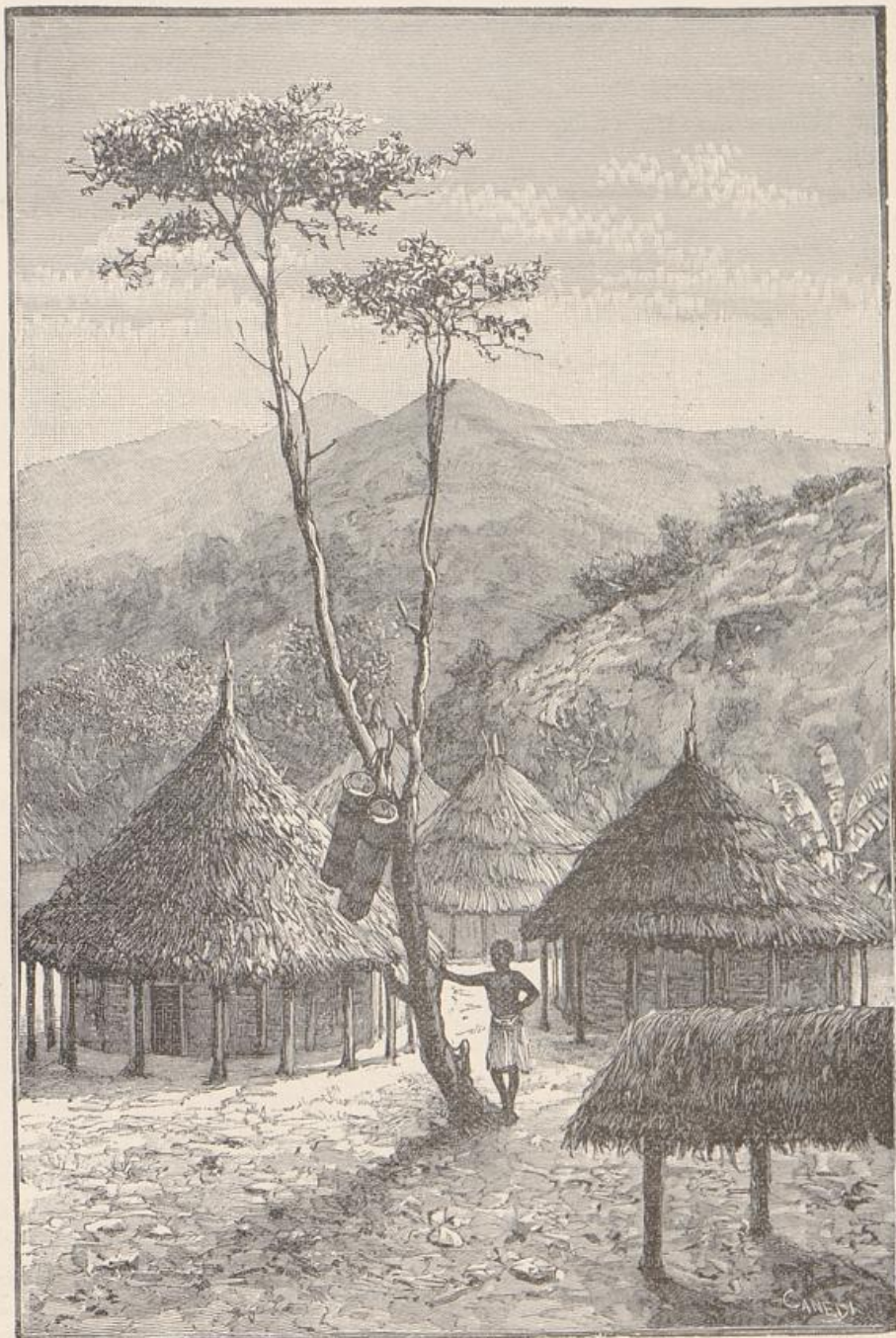
Adorobo-Neger im Pare-Gebirge.

Taveta liegt ungefähr 730 Meter über dem Meere. Alle früheren Reisende preisen die Landschaft Taveta als ein Paradies. Thomson nennt Taveta „das kleine afrikanische Arabien,“ „ein Waldparadies“ und „ein Kaleidoscop von unendlicher Schönheit“. Koskoschny sagt, daß beim Eintritt in dies schattige Gebiet allen zu Mute war, als seien sie aus einem Fegfeuer ins Paradies gekommen. — Dieser Vergleich giebt so recht den eigentlichen Grund des oft übertriebenen Enthusiasmus gewisser Reisenden, wenn sie auf Taveta zu sprechen kommen. Taveta ist eben in den Augen jener Reisenden so paradiesisch schön, weil sie vor der Erreichung dieses Edens tagelang durch öde, wasserlose Steppen — durch das „Fegfeuer“ — marschieren mußten, wo manche ihrer Träger den Hungertod erlitten oder dem noch schrecklicheren Durst unterlagen. Es kann ja nicht bestritten werden, daß das in seiner ganzen Länge vom Lumiflusse durchströmte Tavethal ein fruchtbarer, gesegneter Landstrich ist. Aber mit Usambara, oder gar mit einer Dschagga-Landschaft kann sich Taveta nicht messen. —

Taveta ist nur so schön, weil es eine frische, grüne Oasis in der weiten, sonnenverbrannten Wüste ist. — Im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, herrscht in dem paradiesischen Taveta Hunger. Die Regenzeit ist nämlich dieses Jahr ausgefallen. Hier im Dschagga — wo es doch auch nicht viel geregnet hat — schwimmen die Leute im Ueberfluß. Eine andere schwache Seite, die auch gar nicht an ein Paradies erinnert, ist die ungesunde Lage. Man mag Taveta preisen und loben, so viel man will: so viel steht aber fest, daß die Landschaft ein ungesundes, fieberschwangeres Loch ist. Der dort stationierte englische Distrikts-offizier, Kapitän Whitehead, hatte letzte Woche einen starken Anfall von Schwarzwasserfieber und mußte sich schleunigst nach der Küste begeben. Die englische Mission „Church Society“ mußte auch ihren ersten Ansiedelungsplatz aufgeben, weil er zu ungesund war. Die Station

liegt jetzt weiter südlich am westlichen Ufer des Lumi. Mit der Gesundheit der Missionsherren und -Damen, nach den Gesichtern zu urteilen, scheint es nicht besser zu stehen. Missionar Verbi sagte mir, er litte sehr oft an Fieberanfällen. (Selbst Schwarzwasserfieber hatte er, was hier am Kilimandscharo nie vorkommt.) Missionar Stegall, der Obere der Station, hat selbst die Gesundheitsverhältnisse von Taveta für so ungünstig gehalten, daß er sich gezwungen sah, bei der deutschen Regierung ein Gesuch einzureichen, im deutschen Kambodistrikt ein Sanatorium (Erholungsstation) anlegen zu dürfen. Die Regierung hat das Gesuch genehmigt, mit der Bedingung jedoch, daß die auf dem Sanatorium weilenden Missionäre keine Missionsthätigkeit ausüben.

Der Schmuck von Taveta — zugleich aber auch die Ursache der ungünstigen Gesundheitsverhältnisse — ist der ausgedehnte, feuchte Streifen Urwald. „Wir sind in Bewunderung verloren, sagt Koskoschny, über die erstaunliche Masse des Pflanzenwuchses, der uns überall in die Augen fällt. Die Natur spielt hier mit der Erzeugung großartiger Bäume, welche häufig 25 bis 30 Meter hoch astlos emporkwachsen, bevor sie ein prächtiges, schattiges Laubdach entfalten. Dann verschlingen sich die Zweige mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches, buntfarbiges Licht durchdringt, welches in unzähligen Lichtern umhertanzt und zittert. Obgleich die Bäume bis zu jener Höhe ohne Aeste sind, so hat es doch nicht den Anschein, als ob wir in einem Walde von Stämmen wanderten, wie zwischen den Masten eines gefüllten Hafens. Ganz im Gegenteil! Von jedem günstigen Punkte schwingen sich biegsame mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum, oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten am kräftigen Stamme herunter. Schöne Palmen — die Raphia und die Hypaene oder wilde Dattelpalme —, blühende Gesträucher, eine Anzahl Farren und dann wieder blühende Pflanzen, erfüllen die Zwischenräume, bis das Auge an dem



Negerdorf im Pare-Gebirge.

üppigen Wachstume und der tollen Verschwendung ganz irre wird. — Affen, Hornvögel, Eichhörnchen und das liebliche Geplätscher der Wasser des schneegefättigten Lumi, der den herrlichen Wald von Taveta ernährt und ihm fruchtbare Feuchtigkeit das ganze Jahr hindurch zuführt, beleben das herrliche Bild.“

Am Abend bei Sonnenuntergang genossen wir abermals den Anblick des durch seine Silberkrone als König der Berge Ostafrikas ausgezeichneten, 6000 Meter hohen Kilimandscharo. Wir freuten uns ungemein, den Riesenkoloß bald aus unmittelbarer Nähe anschauen zu können. Diese Freude sollte uns am folgenden Tage blühen.

Im ersten Morgengrauen verließen wir die Ufer des Lumi. Zehn Minuten nach unserm Abmarsch war auch schon die letzte Spur des vegetationsreichen Taveta-Tales verschwunden; das Landschaftsbild trug durchaus denselben Charakter wie die Seringeti-Steppe. Vor uns dehnte sich wieder die weite, ausgedorrte, wasserleere Ebene aus. Geisterhaft und gespenstisch wirkte der Anblick der von Laub oder Zweigen fast völlig entblößten Bäume und Büsche. — Der kleine Fußpfad, den wir ungefähr eine Stunde lang verfolgt hatten, mündete plötzlich in einen schnurgeraden, wohl zwölf Meter breiten ausgeschlagenen Weg. Am Eingang des Weges stand ein mit den deutschen Reichsfarben bemalter Wegweiser: Auf der Holztafel steht geschrieben:

Deutsch-Ostafrika.

Nach Moschi  $6\frac{1}{4}$  Stunden

Nach Marangu  $4\frac{1}{2}$  Stunden. —

Wir standen also auf deutschem Gebiet. Nach einem vierstündigen Marsch auf dem breiten, bequemen Wege bogen wir nach rechts ab und gelangten bald an einen kleinen Bach. Das Wasser des Baches war eiskalt. Hier änderte sich allmählich das Landschaftsbild. Das Grau, die charakteristische Farbe der toten Steppe, verschwindet und an seine Stelle tritt zuerst ein Mattgrün, dann ein

Saftiggrün. Auch fängt das Terrain zu steigen an. Noch sind wir ungefähr zwei Stunden von der Mission „Windthorst“ entfernt, aber wir sehen schon das große, mit einem hohen Kreuze überragte Wohnhaus der Patres. Unser Fuß besflügelt sich und bald erreichen wir die ersten Bananenhaine der Wafilema. —

Vergebens würde ich zu schildern versuchen, was ich beim Anblick dieses herrlichen Landes empfunden habe. Vor diesem farbenprächtigen, feenhaften Bild erblickt Taveta und muß jede andere afrikanische Landschaft in den Hintergrund treten. Das üppig blühende und grünende Dschaggaland mit seinen reichlich bewässerten Feldern, Gemüseländereien (Bohnen und Erbsen), Wiesenflächen, schattigen Bananenwäldern und mit seinem kräftigen aufgeweckten Volkschlag ist in der That ein Paradies, soweit ein solches denkbar, und jeder, der dieses wunderbare Land gesehen, spricht von ihm mit Entzücken. — In einer prachtvollen Allee von Dracänen vorwärts schreitend, kamen wir bald bei der Wohnung des Häuptlings Fumba vorüber. Dieser erwartete uns mit etwa hundert seiner Leute auf einem großen freien Rasenplatz. — Fumba ließ uns goldene Bananen, frische Butter und mächtige Töpfe Bier vorstellen. Alle Schluchten und Thäler erdröhnten von dem Knallen der Büchsen. Gefolgt von einer mehrere hundertköpfigen Menschenmasse stiegen wir langsam den Berg hinauf. Endlich erreichten wir das Plateau. Vor uns öffnete sich die breite, mit reichem Flaggenschmuck gezierte, immergrüne Dracänen-Allee, die zur Kirche führt. Am Eingang standen die Patres Gommenginger und Flic und Bruder Seraphin Brunner, umgeben von zahlreichen Jünglingen, um den hochwürdigsten Herrn Bischof zu begrüßen. Die Thorflügel der Kirche öffneten sich und durch die hl. Räume brauste fröhlich der Gesang des Magnificat.

Wir waren gesund und glücklich in Windthorst angekommen. —

## II. Kapitel.

# Geschichte der Gründung der Mission Windthorst.

Bischof de Courmont am Kilimandscharo. — P. Le Roy macht Blutsbrüderschaft mit Fumba. — Heutiger Stand der Station.

**D**urch das internationale Abkommen zu London am 1. November 1886 wurde, wie bekannt, das ganze Kilimandscharogebiet\*) dem deutschen Interessengebiete einverleibt. Zahlreiche Reisende und Forscher begaben sich nach dem Berge und alle beschrieben das Land als ein Eden. Die Deutsch-Ostafrika-Gesellschaft gründete alsbald am Berge zwei Stationen. Die englischen Missionäre der Church Society hatten schon eine Mission gegründet und schickten sich an, weitere Zweigstationen zu errichten. Die Katholiken Deutschlands wollten auch der katholischen Mission einen Platz am Berge sichern. Ihrer Ansicht nach mußte auch die katholische Flagge auf dem größten deutschen Berge wehen. —

Der deutsche Afrikaverein brachte auch bald die Mittel zusammen, um eine Station anlegen zu können. Gegen Ende 1890 brach der hochwürdigste Herr Bischof de Courmont, begleitet von den Patres A. Le Roy und Gommenginger, von der Küste auf, um sich ins Kilimandscharogebiet zu begeben. In Moschi trafen sie Herrn Stationschef Elz an. Geführt von diesem Herrn von durchaus

\*) Kilimandscharo ist die Verdeutschung von Kilima-ngaro, das in der Negerisprache Wassergebirge bedeutet (Kilima = Gebirge, ngaro = Wasser). Da von dem Gebirge viele Bäche herab in die Thäler kommen, ist diese Erklärung nach Le Roy wohl die richtige.

liebenswürdigem Charakter und reicher Afrikaerfahrung, begaben sich die Ankömmlinge nach dem nördlichen Teil des Berges. In Madshame schlugen sie ihr Zelt auf und wollten dort die erste Niederlassung gründen. Die Eingeborenen aber waren gerade mit dem mächtigen Sinna in Krieg verwickelt und standen dem Vorhaben der Missionäre feindlich gegenüber. Eines Tages wurden diese von einer Schar junger Krieger überfallen, und nur mit Mühe entgingen sie den Lanzen der wüthenden Angreifer. Sie begaben sich darauf zu dem grausamen Despot Sinna von Kiboscho. Der alte Löwe lockte sie in den Vorhof. In einem Nu sahen sich die Ankömmlinge von sechshundert bewaffneten Kriegern umgeben und Sinna glaubte, daß ihm kein Weiszer mehr aus der Falle entweichen würde. Nur der Kaltblütigkeit und der List des Karawanenführers Daringo gelang es, die Gefangenen aus dem Schlunde des alten Löwen zu befreien. Traurig kehrten die Missionäre zum Häuptling Mandara nach Moschi zurück. Doch auch hier wollten sie nicht bleiben, existierte doch hier schon eine Ansiedelung der englischen Missionäre. Sie zogen also weiter östlich bis nach Kilema. Der dortige Häuptling Fumba zeigte sich geneigt, gegen eine angemessene Entschädigung eine Strecke Landes abzutreten. —

Um mit dem Häuptling in ein noch innigeres Verhältnis zu treten, und um sich dessen Schutz auch für die Zukunft zu sichern, unterzog sich P. Le Roy der damals noch üblichen Ceremonie der Blutsbrüderschaft.



Gingeborene vom Pare-Gebirge.



Ein Bauberer.

Wir wollen das Zusammentreffen der Missionäre mit König Fumba nach den Aufzeichnungen schildern, welche der heutige Ordensgeneral Msgr. Le Roy, damals Mitglied der Karawane gemacht hat. („Kreuz und Schwert“ 1893, Nr. 1 und 2.)

Msgr. Le Roy berichtet:

Während wir noch in Mombassa mit der Ausrüstung der Karawane beschäftigt waren, kam eines Tages ein vom Kilimandscharo gebürtiger junger Mensch, den ich vor längerem kennen gelernt und unterrichtet hatte, zu uns. Er wünschte, in unserer Gesellschaft seiner Heimat zuzuwandern. Das schien uns eine Fügung der Vorsehung; wir waren mit Daringo, so hieß der junge Mann, sofort einverstanden. Er bat inständig darum, uns direkt in seine Heimat Kilema, dessen Vorzüge er meisterhaft herauszustreichen verstand, und zu seinem König Fumba, mit dem er als Kind Bockspringen gespielt hat, zu führen. Seine Bitten wurden so dringend, daß wir endlich nachgeben mußten. —

Wir ziehen durch verschiedene Landstriche, an prachtvollen Wäldern und großen Getreidefeldern vorüber und steigen dann langsam die ersten fruchtbaren und schattigen, aber unbewohnten Abhänge des Gebirgsstockes hinan; auf dem Pfade werden häufig frische Spuren von Büffeln und Elefanten sichtbar. Nach vierstündigem Marsche befinden wir uns vor dem Thore von Kilema.

Es ist das eine Art Bau aus übereinander gelegten und mit einander verbundenen Balken. Ganz unten ist eine enge, mit verschiebbaren Planken verschlossene Oeffnung gelassen. Daringo ging voraus und angeichts des wenig einladenden Eingangs war sein Erstes, einen Schuß abzufeuern. Sofort rief die drüben aufgestellte Schildwache: Wer da?

Daringo gab seinen und unsere Namen und Titel an, nannte den Namen seines Vaters, seiner Oheime und Tanten, seiner Brüder und Schwestern, seiner Vettern und Nichten, schimpfte mit dem Wächter, der sich mit dem Fortschieben der Sperrhölzer abmühte, und zwängte sich dann endlich durch das Loch,

das uns als Einfahrtsthor dienen soll. Für einen Menschen ist das eine wahrhafte Mausefalle; aber es giebt eben keinen andern Eingang, denn undurchdringliche Hecken von Dornenlianen bilden einen Wall um das augenblicklich im Kriege begriffene Kilema.

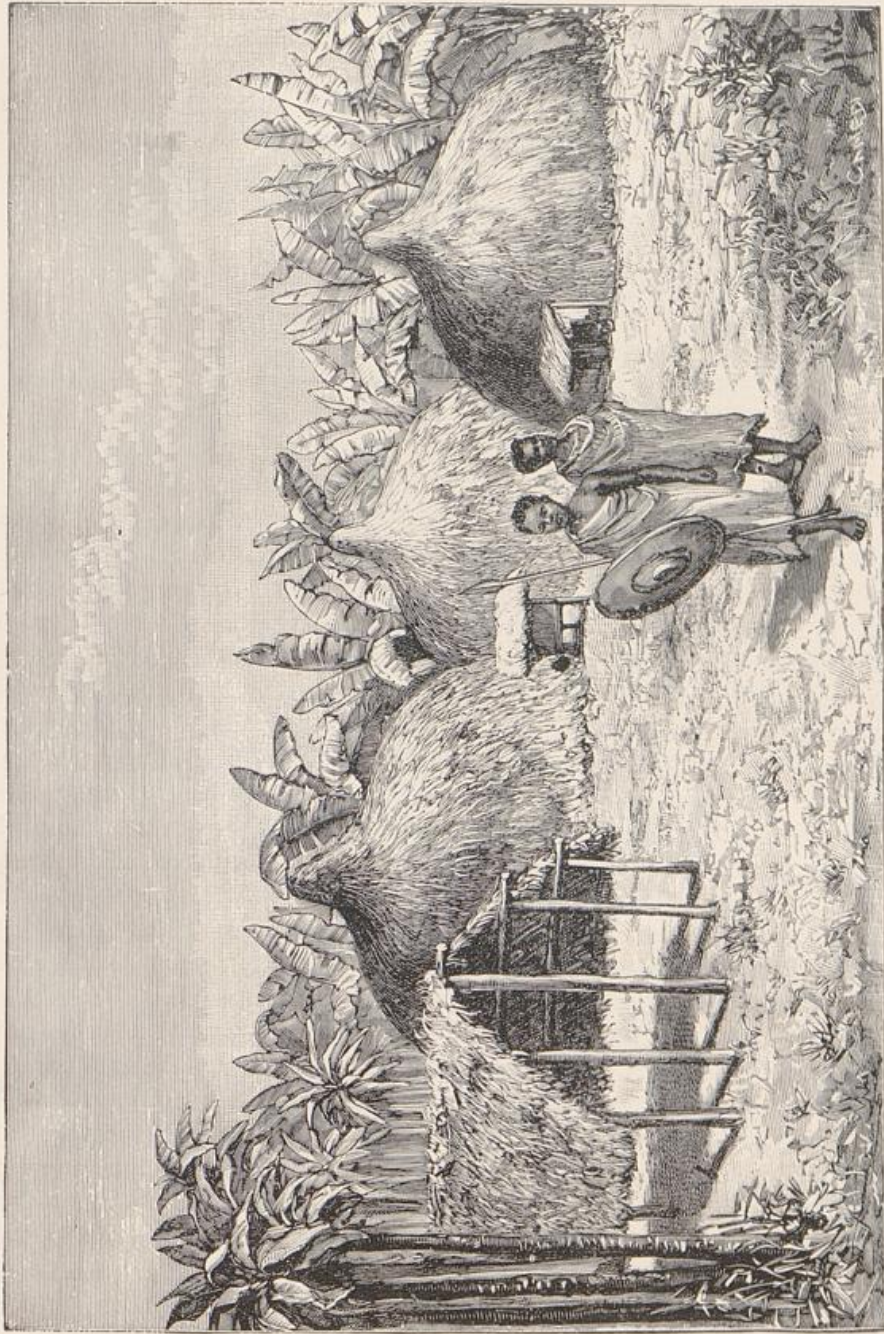
Hinter dem sofort wieder geschlossenen Thore thut sich ein langer Pfad auf zwischen einer Doppelhecke von Dornengestrüpp und mündet endlich auf einem schattigen Rasenplatz, auf dem wir uns wieder ganz in unser liebes altes Europa versetzt glauben. Dies kurze, grüne und frische Gras, diese schönen, schattenspendenden Bäume, diese schmalen, zwischen Hecken sich hinschlängelnden Kiespfade, diese Böschungen rings um die Gärten und Felder erinnerten so ganz an die Heimat.

Nach einer kurzen Ruhepause, während der wir fröhliche Grüße mit den Eingeborenen austauschen, marschieren wir weiter auf dem schmalen Hohlwege. Wir sind beständig am Steigen, die Luft wird frischer, farbenprächtiger erschließen sich die Blumen, die Vögel singen, die Bäche rauschen und in munterster Stimmung langen wir so auf einer Hochfläche an, wo wir uns plötzlich von einem wohlgenährten Gewehrgeknatter empfangen sehen, auf das sofort unsere Träger mit ihren Karabinern die entsprechende Antwort geben: dem Anschein nach handelt es sich lediglich um einen uns zu Ehren veranstalteten Spektakel, da die Wache am Sperrthore von Kilema unsere bevorstehende Ankunft gemeldet hatte.

Als sich der Pulverrauch etwas verzogen hatte, trat aus der Kriegertruppe ein bei- läufig sechs Fuß großer, schlanker, junger und wohlgestalteter Bursche vor, der um die Schultern ein schönes Tischtuch und auf dem Kopf eine baumwollene Mütze über einem verborgenen Filzhut trug.

„Das“, flüsterte mir Daringo ins Ohr, „ist der König Fumba!“

Seine Majestät kommt auf uns zu und bewillkommnet jeden mit einem kräftigen Händedruck, worauf er uns, offenbar als eine besondere Auszeichnung, dreimal aus Leibeskräften den Arm drückte; dann blickte er uns



Negerdorf in Matshame.

mit fast feierlicher Neugierde an, zeigte dem Führer eine Stelle zum Aufschlagen des Lagers und zog sich zurück.

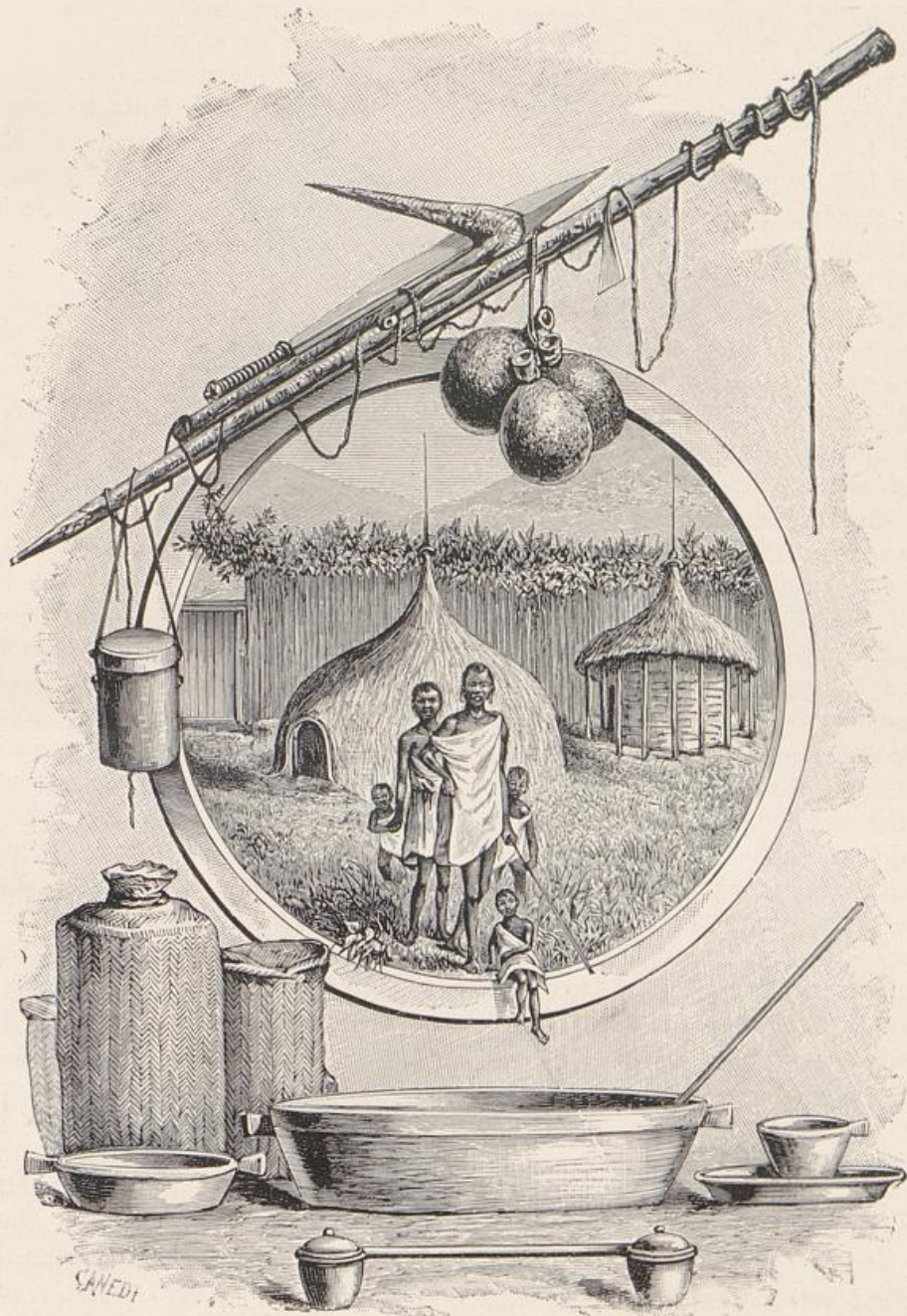
Daringo folgte ihm und empfiehlt uns ohne Zweifel warm. Uebrigens haben wir ihm auch aufgetragen, unsern Reisezweck mitzuteilen und für unser etwaiges Verbleiben im Lande im Stillen die Wege zu ebnen. Kurz darauf langt zur großen Freude unserer Leute eine fette Kuh zum Mittagessen an; auch wir lassen es an einem kleinen Gegengeschenk nicht fehlen, und bald eilen in Folge der Gewehrsalven die Eingeborenen in Menge herbei, bewundern uns, hören uns sprechen, berühren ganz sachte unsere Kleider, streicheln uns über den Kopf und zupfen uns mit kindlicher Vertraulichkeit am Bart, um zu sehen, ob er auch fest sitzt; sie mischen sich endlich unter unsere Träger, an die sie Milch, Butter, Bananen, Pataten, Ignamen, Bohnen verkaufen. Es herrscht allgemeine Fröhlichkeit.

Unser Lagerplatz ist sehr schön. Hinter uns sind die beiden Riesengipfel des Kibo und des Kimawense nur zum Teil und in Zwischenräumen über dem wogenden Wolkenschleier, der sie wie umgürtet, sichtbar; aber deutlich unterscheidet das Auge den großen Urwald, die gewaltigen Gebirgsschichten, die furchtbar tiefen Schluchten, aus denen das Getöse der Wasserfälle dumpf herüberschallt. Ringsum breiten Felder und Gärten ihr üppiges Grün aus, die breiten Blätter der schier unzähligen Bananenbäume schwanke im Wind, und ganz allerliebste, malerisch und ländlich wollen uns die zierlichen grünen Gehege vorkommen, in denen die Familien einzeln wohnen. Rechts und links, aber ein wenig ferner, steigen — anderswo würden sie als Berge gelten — zwei Hügel auf. An ihnen weiden die Herden, deren Brüllen bis zu uns dringt. Und gerade vor uns erblicken wir die stillen, sanft schlummernden Fluten des Dschipe, die am unermesslichen Horizont blau sich abhebenden Berge von Gweno, die zahlreich die Ebene durchschlängelnden Flüsse und den großen Wald nahe, wo sie sich vereinigen, endlich die un-

ermesslich weit sich ausdehnende Wüste, dort, wo im fernen Lande der Massai am kaum mehr zu unterscheidenden tiefen Horizont die Erde mit dem Himmel sich vermählt.

Der Nachmittag war bereits ziemlich vorgerückt, als wir uns endlich zum Besuche bei Fumba aufmachten. Daringo, der den Tag über bei Seiner Majestät zugebracht hat, begleitet uns und soll uns einführen. Mgr. de Courmont ist wegen zu großer Müdigkeit nicht gekommen, und da wären wir nun, P. A. Gommenginger und meine Wenigkeit, allein. Und das ist sehr gut: unser armer großer König befindet sich nämlich im Zustande völliger Verauschttheit! Woll wie eine Kanone!

Das kommt ohne Zweifel von seiner Freude über unsern Besuch! Und da sitzt er nun, so gut es eben geht, auf einem geschichteten Holzstuhl am Eingang einer zierlichen Hütte, die wie ein geschickt aus Weidenzweigen hergestelltes Hürdwerk aussieht: es ist der königliche Keller. Geradeaus liegt sein Palast, ein großes, rechtwinkliges Holzhaus, seitwärts eine Art großer Schuppen zum Abhalten von Versammlungen, rings herum einige Häuser für seine Frauen und Diener. Ein grünendes Gehege von Drachenbäumen umzieht das Ganze. Bei unserm Herannahen will Fumba aufstehen; aber das fällt ihm schwer und will nur schlecht gelingen. Kaum hat er sich wieder gesetzt, so holt er sich neue Kräfte in Pombe (Bier). Es ist das ein Gebräu aus Bananen und Hirse, zu dem er uns einladet. Das Getränk ist übrigens sehr gut und jedenfalls viel besser, als das gewöhnliche Pombe aus Sorgho (Gerste), welches die Leute in der Ebene trinken. Freundschaftsbezeugungen giebt's nun in Hülle und Fülle; aber bald fängt Fumba, der offenbar nicht viel auf Spucknäpfe hält, in bejammernswerter Weise an zu stammeln, zu weinen, zu geisern und schwächt das ungercimteste Zeug durcheinander. Auf einmal ergreift Daringo mit ganz demokratischer Vertraulichkeit das Wort.



Bewohner des Tschagga-Gebirges.

„Er ist betrunken wie ein Schwein“, sagt er zum ersten Minister.

„Hm? Daringo?“ fragt der Herrscher.

„Wahrhaftig,“ erwidert unser Freund, „du schwägest ja wie eine Kürbisflasche.“

„Ah so!“

„Wie eine Wassermelone . . .“

„Ei!“

„Jetzt läßt sich unmöglich von Geschäften sprechen: Du schwägest ja nur Dummheiten, du siehst nicht mehr, du speiest überall hin, du machst dich lächerlich . . .“

„Nun, dann wollen wir eins trinken, Daringo, eins trinken! Das ist eine Freude . . .“

„Nein, leg dich schlafen. Morgen wollen wir wiederkommen, die Ziege schlachten und Freundschaft miteinander schließen.“

„Ach! wie ich euch lieb habe!“ meinte Zumba schließlich und drückte uns dabei heftig den Arm. „Bleib doch bei mir, wir machen es dann alle Tage so . . . also bis dahin!“ —

Eingeholter Erkundigung gemäß ermöglichte am folgenden Morgen der Zustand des Häuptlings eine Aufwartung. Aber Mgr. de Courmont will sich bei ihm noch auf keinerlei bindende Zusage einlassen und entsendet deshalb wiederum uns beide zu Sr. Majestät.

Selbige empfing uns diesmal an der Thür des Hauptgebäudes und knüpfte mit uns eine sehr freundliche und verständige Unterhaltung an. Wir geben an, wer wir seien, warum wir kämen und was wir suchten.

„Ich habe alles verstanden,“ erwiderte Zumba. „Seit langem schon wünsche ich Weiße bei mir zu sehen, Weiße, die Handel treiben, auf Tiere Jagd machen oder zum Vergnügen spazieren gehen. Recht gut, aber die bleiben nicht hier. Wenn sie uns in eine Positur gebracht haben, so daß sie uns mit ihren Maschinen abzeichnen können, dann gehen sie wieder heim, zeigen uns ihren Frauen und sagen: ‚So sehen die Leute auf dem Kilimandscharo aus. Köpfe haben sie wie die Kessel.‘ Aber Ihr seid eine andere Art von Weißen: es giebt überall gute

Leute! . . . Ihr wollt also, wie Ihr sagt, die Schwarzen unterrichten und ihnen von Eurem Geiste mitgeben. Das ist gut. Hier kennen wir wohl Gott, aber wir wissen nicht recht, was er gesagt hat.“

„Er hat gesagt, man soll nicht saufen wie ein Boch,“ warf Daringo etwas übereifrig ein.

„Gut,“ versetzte Zumba, „davon wußte ich nichts. Aber das macht nichts: ich lasse nur mehr halbvoll einschenken.“

Dann wandte er sich an uns: „Nun müssen wir noch Blutsbrüderschaft miteinander schließen.“

„Blutsbrüderschaft?“

„Ja; das ist ein feierlicher Brauch bei uns, denn wir sind ja keine Wilde! Du mußt etwas von mir und ich werde etwas von dir essen. Es ist das einfachste Ding von der Welt.“

Mgr. de Courmont war nicht zugegen. P. August schützte vor, ich sei der Amtsältere und er könne deshalb die Ehre nicht annehmen. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben.

Wir müssen uns also einer dem andern gegenübersetzen, auf eine breite Ochsenhaut. Zumba hat seinen Pathen, ich den meinigen. Die hohen Würdenträger bilden einen Kreis um uns her.

Nah bei uns steht eine Ziege, schneeweiß, unter der Obhut eines Knaben; es ist die Bundesziege. Unruhig und beweglich harret sie der Dinge, die da kommen sollen. Einer nach dem anderen nähern sich ihr die Ältesten, speien auf eine handvoll Gras und auf der Ziege Kopf und sagen mit weihevolem Ernste: „Ich gebe dich Gott, ich weihe dich Gott.“ Es scheint, daß nach einer solchen Zeremonie das Tier nicht mehr zur Herde zurückgebracht werden darf; es ist Eigentum Gottes geworden und geheiligt, und wenn es nicht auf der Stelle geopfert wird, so muß man es wieder in die Wälder laufen lassen.

Das Tier wird nun fortgeführt und geschlachtet. Die Leber, die man den Anwesenden zeigt, wird gesund und rein befunden, und die über dem Feuer leicht geröstete Brust



Krieger von Matschame.

bringt man uns an einem Holzspieß herein. Das übrige wird man teils verbrennen, teils den Vögeln hinwerfen, teils verzehren. Denn es ist dies wahrhaft und wirklich ein Opfer, ein dem Schöpfer und Herrn des Weltalls nach der uralten Weise der ersten Kinder Adams und Noahs dargebrachtes Opfer, und es ist wunderbar ergreifend, solche Religionsgebräuche mitten auf einem vereinsamten Hochlande anzutreffen, dessen Bevölkerung bis lezthin außerhalb jeglicher Berührung mit Juden, Muhamedanern oder Christen stand.

Jetzt zurück zu unserer Ziege; denn der feierliche Brauch hebt an. Ich bemühe mich, ernst zu bleiben, muß aber zur Steuer der Wahrheit berichten, daß mein Mitbruder hinter meinem Rücken sehr unehrerbietig lachte. Wir sitzen uns also einander gegenüber auf unserer Ochsenhaut. Fumba ergreift kräftig meinen Arm, und ich mache es ihm gerade so. Neben Sr. Majestät steht Dero ehrwürdiger Oheim, neben mir unser Führer. Alsdann läßt der greise Pathe des Königs seinen langen Zeigefinger über den Borderarm seines Neffen gleiten, ungefähr wie ein Metzger sein Messer auf einem Stein wetzt, und spricht feierlich folgende Worte:

„Der weiße Mann vom Stamme der Franzosen — wie heißt doch dein Name, dein wahrer Name?“

„Pater Le Roy,“ antwortete ich.

„Um? Mapera-Nua?“

„Jawohl!“ Darauf mühen sich nun aller Kehlen mit dem Nachsprechen des aus so weiter Ferne gekommenen Namens ab. Obgleich keiner ein zufriedenstellendes Ergebnis erzielt, findet man den Namen doch allgemein ganz nett. Der Alte fährt fort:

„Der weiße Mann vom Stamme der Franzosen, Mapera-Nua, der Mann, welcher liebt, schreibt, die Berge betrachtet, die Kranken heilt, zu allen redet und zu Gott betet, Peh-Nua, ist zu Fumba gekommen. Und es ist gesagt worden, daß er seine Hütte in Kilema bauen, und daß er dort wohnen und

Gutes thun wird. Und darum will er der Bruder des Königs sein.“

Alle: „Ja, der Bruder des Königs.“

„Wenn aber Lapeh-Nua ein Lügner ist, wenn er ein Dieb ist, wenn er ein Verräter ist“ — und der Alte schleuderte mir dabei fürchterliche Blicke zu — „so möge er des Todes sterben.“

Die Anwesenden wiederholen: „Möge er des Todes sterben!“

„Wenn Mapera ein Feind ist, dann möge er das Blut Fumbas, welches er trinken wird, ausbrechen!“

Alle: „So geschehe es!“

„Wenn er fortgehen wird, so mögen seine Augen hinten und vorn nicht von einander unterscheiden!“

„So geschehe es!“

„Wenn er sehen will, dann mögen seine Augenlider aneinandergenährt bleiben!“

„So geschehe es!“

„Wenn er geht, so möge sein Bein krachen und brechen, wie ein wurmförmiger Stab!“

„So geschehe es!“

„Wenn er voranschreitet, dann möge er, wenn er überhaupt vorankommt, voranschreiten wie das Wasser des Gießbachs!“

„So geschehe es!“

„Wenn er auf den Baum steigt, möge er hinaufsteigen, den Kopf nach unten und die Füße nach oben!“

„So geschehe es!“

„Wenn er lustwandelt, möge er auf den Händen gehen, die Füße in der Luft!“

„So geschehe es!“

„Wenn er isst, möge er an der Speise ersticken!“

„So geschehe es!“

„Wenn er trinkt, möge der Trank vorbeilaufen und abfließen, wie in einem Bambusrohr!“

„So geschehe es!“

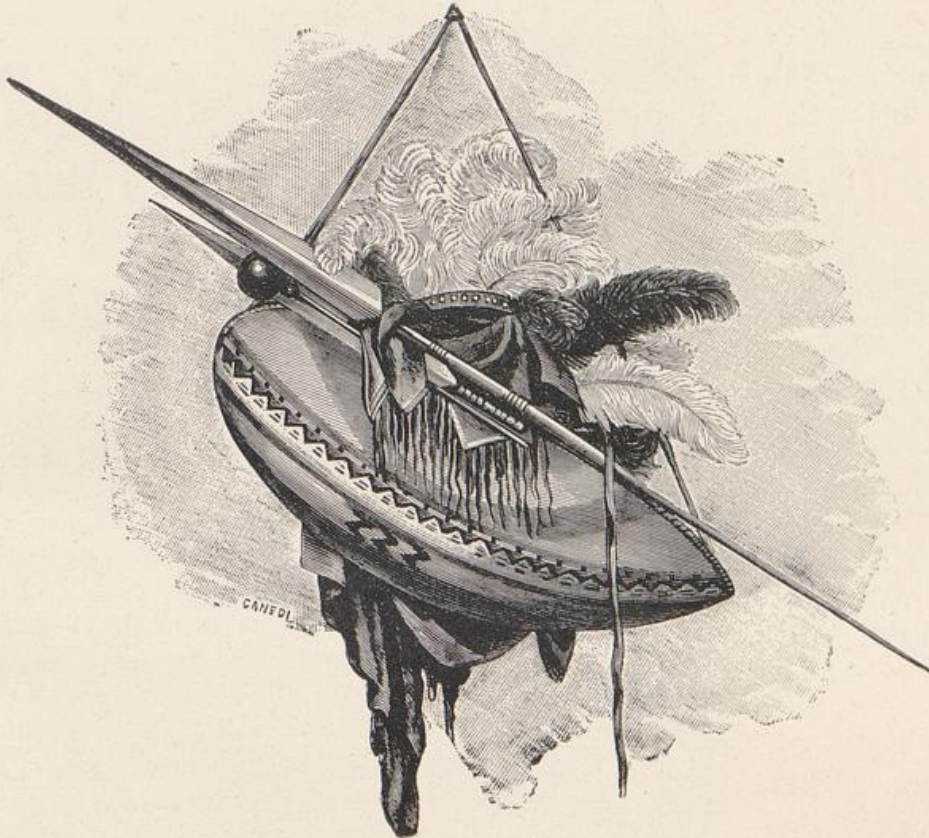
„Wenn er spuckt, dann möge nichts herauskommen!“

„So geschehe es!“

„Und wenn etwas herauskommt, so möge alles herauskommen!“

„So geschehe es!“  
 „Und er möge von innen nach außen  
 umgewendet werden wie ein Sack!“  
 „So geschehe es!“  
 „Möge der Leopard ihn erwürgen!“  
 „So geschehe es!“  
 „Möge der Löwe ihn verschlingen!“  
 „So geschehe es!“  
 „Möge die Schlange ihn stechen!“

„So geschehe es!“  
 „Mögen ihn die Hyänen zerreißen!“  
 „So geschehe es!“  
 „Mögen die Geier ihm die Augen aus-  
 hacken!“  
 „So geschehe es!“  
 „Möge die Sonne auf seine Eingeweide  
 brennen!“  
 „So geschehe es!“

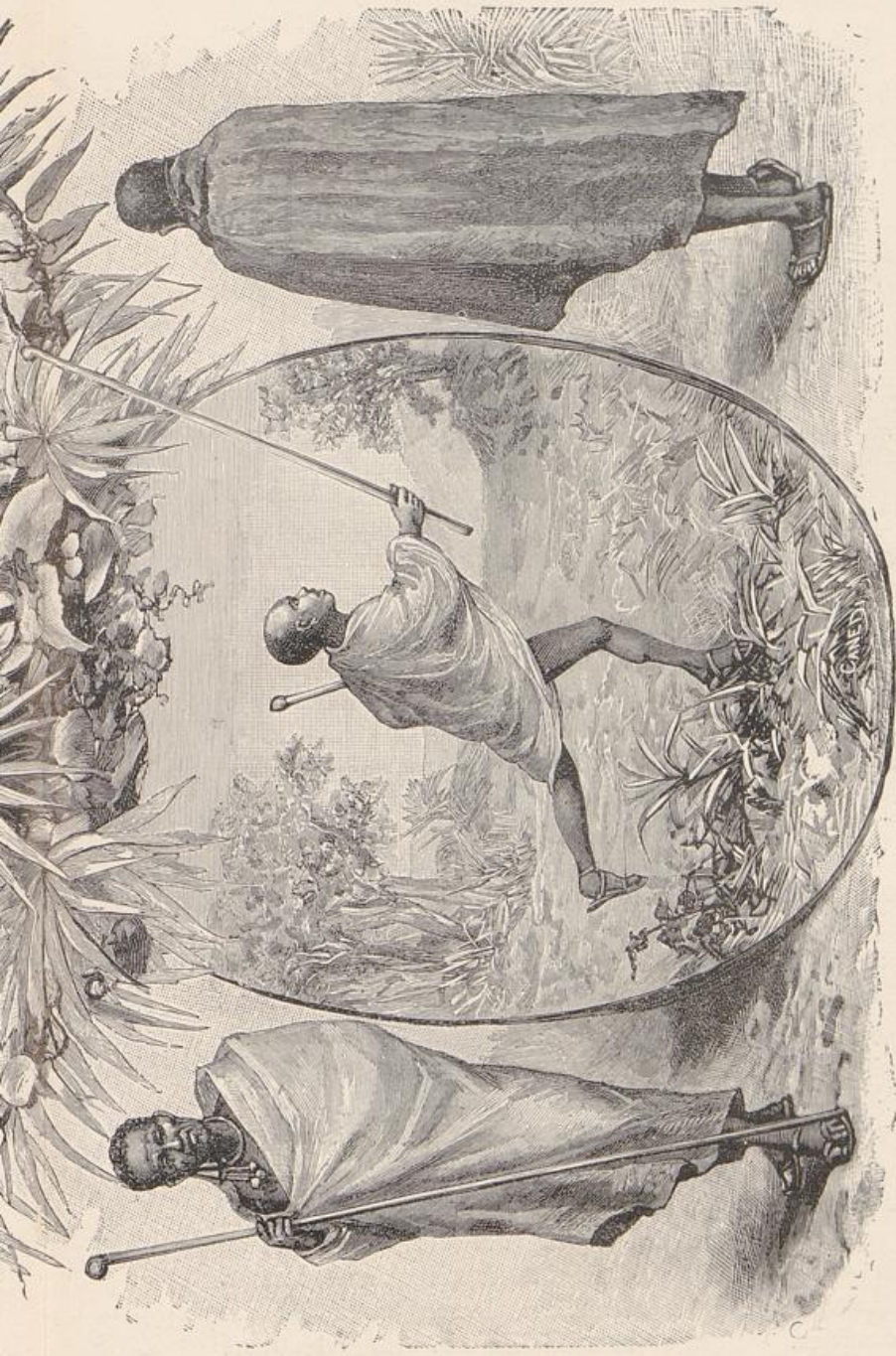


Kriegstrophäen der Tschagga-Neger.

„Möge die Milch ihn vergiften!“  
 „So geschehe es!“  
 „Möge das Wasser ihn verbrennen!“  
 „So geschehe es!“  
 „Möge das Feuer ihn verschlingen!“  
 „So geschehe es!“  
 Der alte Zauberer hält ein, aber nur  
 um mit desto größerer Wucht einen letzten  
 Fluch zu schleudern, der sich leider nur in  
 der Ursprache oder auf Latein wiedergeben

läßt. Man mag solche schreckliche Androhungen  
 nehmen, wie man will, aber auch der Stärkste  
 wird nicht gleichgiltig bleiben beim Gedanken  
 an die Möglichkeit, daß er eines Tages sich  
 umgewendet fände wie ein Sack! Für mich  
 war es eine wahre Erleichterung, als der  
 fungierende Alte seine Verwünschungslitanei  
 beendete und mich direkt im Namen Zumbas  
 fragte:  
 „Mapera, willst du mein Blut trinken?“





Neger vom Massai-Stamm.

Ich antwortete: „Gieb her!“

„Wenn du es wieder ausbrichst, so bist du mein Feind; wenn du es behältst, so bist du mein Bruder!“

„Es sei!“ —

Jetzt kommt die Reihe an Se. Majestät. Mein Pathe nimmt mit dem König daselbe Ceremoniell vor, das ich über mich ergehen lassen mußte, und sagt:

„Und du, Fumba, König von Kilema, höre. Und ihr alle, höret. Wenn dieser Vater, oder sein Bruder dort, oder seine Verwandten sich hier niederlassen, oder in dem ganzen euch unterworfenen Lande reisen, und wenn dann du, Fumba, oder ein von dir Abhängiger ihnen Uebles anthut; wenn ihr sie bestehlet oder sie bestehlen laßet; wenn ihr ihnen das Wasser abgrabt; wenn ihr ihnen die Erde, das Holz, oder die Lebensmittel verweigert; wenn ihr ihren Häusern, ihren Feldern oder ihren Herden Schaden zufügt; wenn ihr die Leute hindert, zu ihnen zu kommen zu Kauf oder Verkauf, namentlich aber, um die Worte Gottes lesen und das gute Gebet verrichten zu lernen, und um das große Opfer zu sehen; wenn sie sagen können eines Tages: Fumba hat uns getäuscht, seine Zunge ist zwiespältig und sein Herz ist böse — dann möge Fumba an einem und demselben Tage seinen Vater, seine Mutter, sein Weib, seine Kinder, seine Dheime, seine Ziegen, seine Hammel und seine Kühe verlieren! Mögen alle seine Bananenbäume zu Grunde gehen! Möge das Wasser seines Berges versiegen! Möge sein Feuer auf immer erlöschen! Möge sein Bier ihm Gift sein und er daran sterben!“

Die letzte Verwünschung bringt Fumba unwillkürlich zum Zittern, aber er faßt sich schnell und stößt ein kräftiges: „So geschehe es!“ hervor.

Daraufhin ergreift der Dheim ein landesübliches Messer, eine Art zweischneidigen Dolch und macht dem König und mir mühsam einen Einschnitt in den Vorderarm: man drückt kräftig darauf und beiderseits fließt Blut heraus. Fumba nimmt ein aus der

halbgerösteten Ziegenbrust herausgeschnittenes Stück Fleisch, reibt es kräftig auf der Schnittwunde seines dicken schwarzen Armes, fordert mich auf, den Mund zu öffnen, und schiebt es mir in die Höhle hinein. Dreimal wiederholt sich dieser Vorgang; aber trotzdem halte ich mich standhaft, die Stücke gleiten herunter, und die Umstehenden warten nun vollauf von der Grundehrlichkeit und Reinheit meiner Seele überzeugt. Nun komme ich an die Reihe. Auch ich lasse Fumba bedeutende, mit meinem Blute gewürzte Fleischstücke zukommen; sie verschwinden wie in einen Abgrund. Mit einem Lächeln inniger Zuneigung steckt mir nun der König etwas wie einen aus der Haut der Ziege geschnittenen Ring an den Zeigefinger; ich mache es ihm gerade so, und alles steht auf.

Die Feier ist zu Ende: wir sind Brüder! Freudestrahlend giebt Fumba mir den Arm mit der Versicherung, jetzt gebe es kein Geheimnis mehr unter uns. Er führt uns in seinem ganzen Hause umher, zeigt uns die Schnellfeuergewehre, die ihm ein amerikanischer Reisender verehrt hat, stellt uns seine würdige Frau Gemahlin vor, eine intelligente große Frau, die mit ihren Dienerinnen und ihren beiden Kindern herankommt.

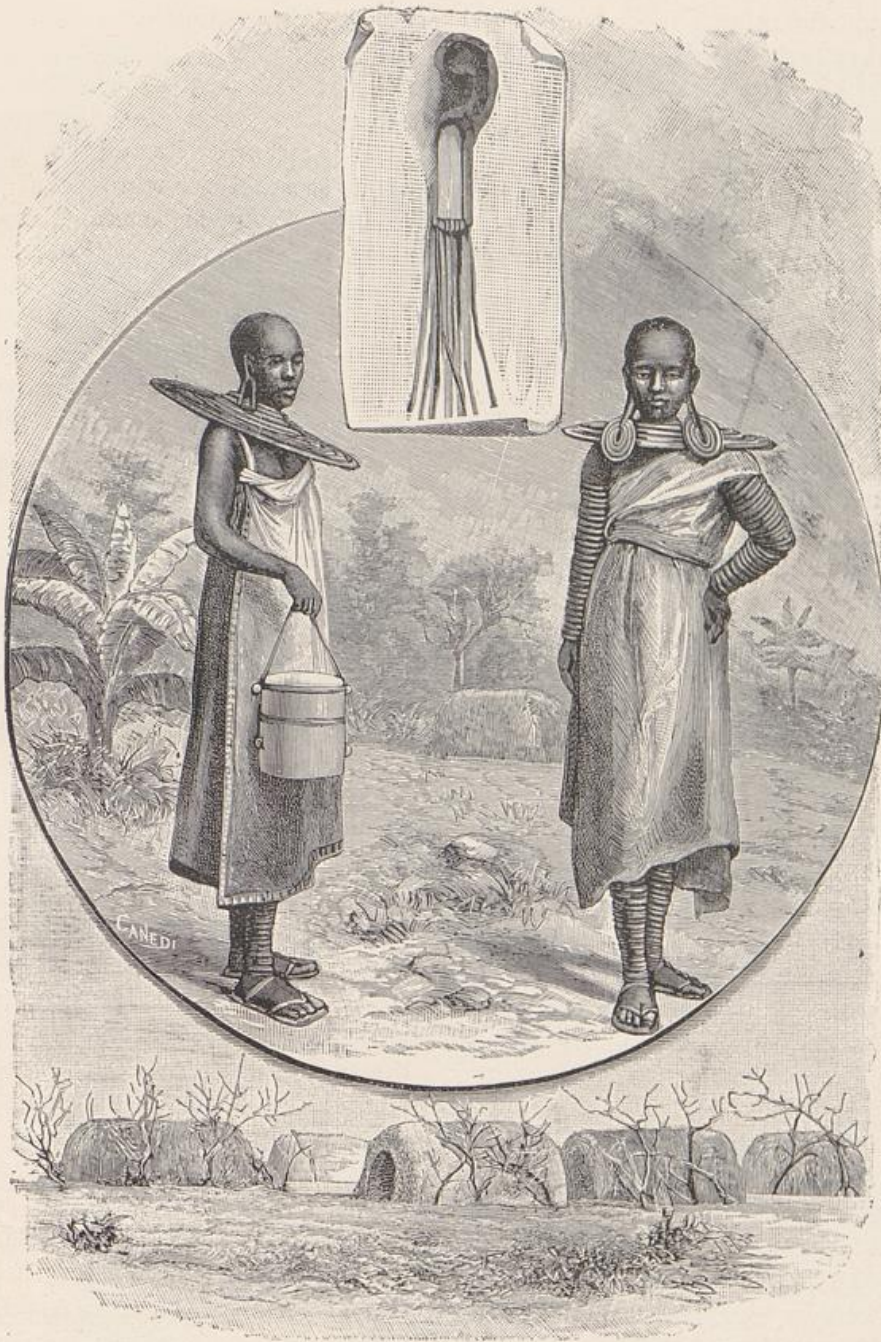
„Könnt Ihr solche Rangen in Eurer Schule brauchen?“ fragt Se. Majestät.

„Ganz gewiß.“

„Sollt sie haben.“

Nachher findet der Austausch der Geschenke statt. Fumba schickt uns drei prächtige, von den ersten Künstlern des Landes hergestellte Lanzen, wie sie bei den Massai Stück für Stück mit einem Ochsen bezahlt werden. Unsererseits geben wir Leinenzeug, wollene Decken, ein Beil und Glasperlen. —

Den Rest des Tages verwenden wir auf die Besichtigung der Umgegend, da die Station jedenfalls hier errichtet werden würde. Mein ehrenwerter Bruder Fumba hat eine große Bananenpflanzung, ein bedeutendes Grundstück mit Gehölz sowie eine Wasserleitung geschenkt und heute verkünden die Kirche, über welcher das Kreuz sich erhebt,



Massai.

Ein Massai-Ohr mit Gehänge. — 2 Frauen. — Massaidorf.

die Backsteinhäuser, die Gärten, in denen jetzt die Gemüse und Blumen Europas wachsen, die Ackerfelder, — sie verkündeten den Fremden, daß die christliche Gesittung ihre segensreiche Wirksamkeit auf dem großen afrikanischen Gebirge zu entfalten begonnen hat.

Wir fahren im Berichte des P. Schneider fort:

Nach der Erwerbung des Grundstücks für die zu gründende Mission, kehrte Pater Le Roy mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof nach der Küste zurück. Pater Gommenginger blieb und erwartete sehnsüchtig das nötige Bau- und Gartengerät und besonders die versprochenen Mitbrüder, die ihm bei der Gründung der Station behilflich sein sollten. Doch Wochen und Monate verstrichen, die heiß ersehnte Karawane blieb immer aus. Der arme Pater kam bald zu der niederschlagenden Ueberzeugung, daß ihm von der Küste überhaupt keine Rettung mehr kommen könnte. Alle Wege der Ebene waren mit Tausenden von Massakriegern besetzt und jede Verbindung mit der Küste war dadurch unmöglich geworden. Ganz allein, mit zerrissenen Kleidern und an Dysenterie leidend, schleppte sich der arme Missionar jeden Abend auf eine kleine Anhöhe, die sich vor der Mueschlucht aufthürmt. Sein mattes Auge schweifte dann hinüber über die Ebene und heftete sich auf die Karawanenroute, auf der ihm Rettung kommen sollte. Doch so sehr sich das Auge auch anstrengte, es entdeckte in der weiten Steppe nichts als die aus zahlreichen Massakraalen zum Abendhimmel hinaufsteigenden Rauchsäulen. —

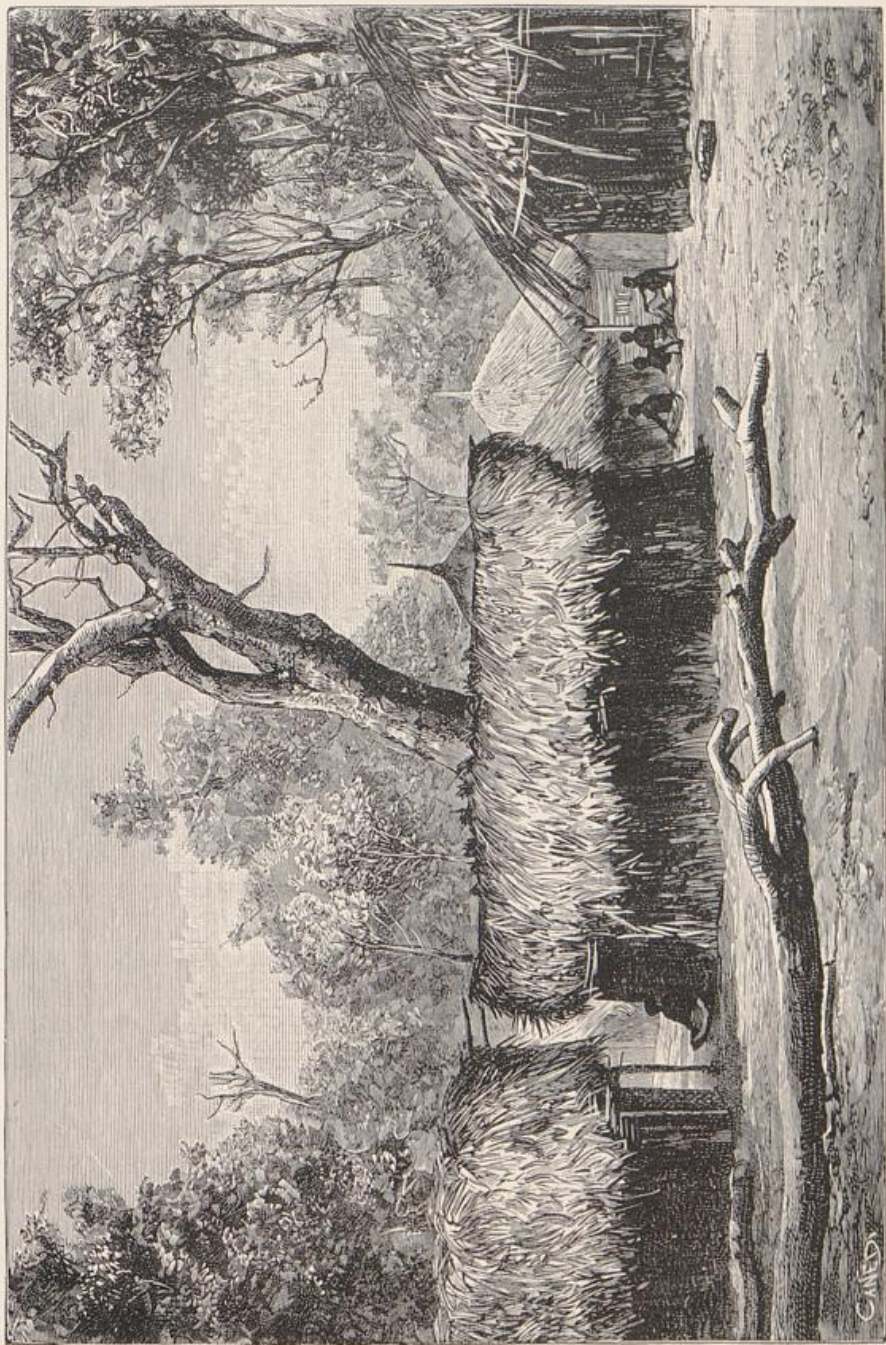
„Noch keine Rettung!“ murmelte dann der verlassene Missionar. Eine Thräne rann über die blasse Wange des Glaubensboten, und sich der Prüfung des Propheten erinnernd, lenkte er sein thränenumflortes Auge gegen die Himmels Höhen: *Lavavi oculos meos in montes, unde veniet auxilium mihi.* (Ich habe meine Augen erhoben in die Höhe, von wo mir Hilfe kommen wird.)

Endlich im Januar 1891 brach unter Führung von Pater Rohmer und Bruder

Blanchard Dielensäger von Pangani eine Karawane auf. Doch als bei Masinde einige Trupps Massakrieger auftauchten, überfiel die Träger bleicher Schrecken und dreiviertel derselben (mehr als 150) flüchteten sich während der Nacht. Dem Kompagnieführer (jetzt Hauptmann) Johannes gelang es, die Trümmer der Karawane zu sammeln, eine gewisse Anzahl anderer Träger anzuwerben, und die verstümmelte Karawane nach Kilema zu führen. Jetzt begann die eigentliche Gründung der Missionsstation Windthorst.\*) Mit Hilfe der aus Bagamoyo angekommenen Jöglinge wurden mächtige Bäume gefällt und verarbeitet. Mehr als hunderttausend Luftziegel wurden hergestellt und bald standen die Missionsgebäude fertig da. Die Missionäre fingen an, sich der eigentlichen Missionsthätigkeit zu widmen und eröffneten Schulen, in denen zahlreichen Wadschaggakindern täglich Elementar- und Religionsunterricht erteilt wurde. Der Fleiß, die Intelligenz und die Beharrlichkeit der Schüler schien zu den schönsten Hoffnungen berechtigen zu können. —

Da auf einmal brach wieder die Kriegsfurie los. Böse Stunden brachen über die Mission herein und mehr als einmal schien die neue Gründung in den Flammen des allgemeinen Aufruhrs untergehen zu sollen. — Ein Körbchen Süßkartoffeln gab Anlaß zu diesem Kriege, in dem das ganze Kilimandscharogebiet uns wieder verloren ging. Mitte April schickte Lieutenant Wolfrum zwei Askari (Soldaten) nach Moschi. Unterwegs bekamen dieselben vermutlich Hunger und wollten einem vorübergehenden Kiruamädchen das Körbchen Süßkartoffeln, das es auf dem Kopfe trug, abnehmen. Das Mädchen schrie um Hilfe. Als bald kamen von allen Seiten Kirualeute herbei, und als dieselben eine drohende Haltung annahmen, gab der Soldat

\*) Den Namen „Windthorst“ erhielt sie auf Bitten des Herausgebers von „Kreuz und Schwert“ zur Erinnerung an den gerade damals verstorbenen Zentrumsführer. Die zugehörige Kirche ist U. L. Frau von Lourdes geweiht.



Figua-Dorf.

Feuer und tötete zwei Männer. Die Kirualeute verfolgten nun die beiden Askari und schossen einen derselben nieder. Der andere entkam durch die Flucht. Der Krieg schien nun da zu sein. Doch die Kirualeute wollten keinen Krieg und baten P. Gommenginger, er möge auf der Militärstation als Friedensvermittler für sie eintreten; sie wären bereit, als Buße für den erschossenen Askari zehn Ochsen und zwei Elfenbeinzähne zu zahlen. Der Pater erledigte seinen Auftrag; doch ein friedliches Uebereinkommen wurde seitens der Militärbehörde abgelehnt. Am 9. Juni marschierten Kompagnieführer von Bülow, Lieutenant Wolfrum, zwei Unteroffiziere und ein Lazarethgehilfe mit 110 Mann und einer Schnellfeuerkanone auf die Boma des Häuptlings Meli zu. Am 10. fand das unglückliche Gefecht statt, in dem Lieutenant Wolfrum fiel, Kompagnieführer von Bülow tödtlich verwundet wurde. Die Kanone, die Munition, viele Schnellfeuergewehre und sämtliche Lasten gingen verloren. Die gänzlich zersprengten Truppen flüchteten sich in die Ebene. Als Unteroffizier Wuger, der mit etwa dreißig Askaris auf der Militärstation zurückgeblieben war, die Nachricht der Niederlage des Expeditionskorps erfuhr, glaubte er, die Station gegen den siegreichen Feind nicht halten zu können und flüchtete sich in aller Stille während der Nacht. Niemals hätten die Mochileute die auf einem isolierten Hügel liegende Station angegriffen. Selbst als sie erfuhren, daß die Station aufgegeben war, kamen sie nicht, um dieselbe zu besetzen oder zu plündern. Früh morgens erfuhren unsere Missionäre, daß die letzten Truppen den Kilimandscharo verlassen hätten. Schwere Stunden kamen nun für die Mission. Fliehen konnten die Patres nicht mehr; alle zur Ebene führenden Wege waren besetzt. Schweren Herzens mußten sie dem übermütigen Sieger an Tuch, Perlen und andern Sachen geben, was er forderte. Oft ließ man ihnen auch zu verstehen geben, daß sie die Küste nicht mehr sehen würden.

Endlich jedoch schien Hilfe zu kommen.

Die Kilema-Ebene wimmelte von Soldaten und Trägern. Es war die Manteuffel'sche Expedition. Doch dem Führer waren die Hände gebunden; er hatte ausdrücklichen Befehl erhalten, den Krieg zu vermeiden. Ohne Krieg jedoch war nichts mehr zu erreichen und die Expedition zog eines schönen Morgens unverrichteter Sache wieder ab nach der Küste. Endlich im August 1893 kam die große Expedition des Oberst Scheele. Dieselbe schlug den Brausekopf Meli zu Boden und brachte hiermit auch der bedrängten Mission Erlösung. —

Gleich nach dem Kriege eröffnete die Mission Windthorst wieder die Schulen und seitdem blüht und gedeiht sie im Hauche des Friedens. —

Die Lage der Mission ist über alle Vorstellung umfassend und großartig. Die etwa 1500 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Station steht am Südrande der bis an die Urwaldgrenze reichenden Hochebene von Kilema. Im Süden schweift der Blick über das fastiggrüne, mit prächtigen Bananenhainen besäte Kulturland, dringt weiter über die gelbe Steppe, ruht auf der blauen Fläche des Dschipe-Sees und bleibt endlich an den 2000 Meter hohen, steil abfallenden Wänden des unendlich ausgezackten Ugwenogebirges haften. — Im Südwesten taucht das Auge in die tiefe Mue-Schlucht, in deren Rinnfale der Mue-Bach sich brausend über Felsenstrümmen wälzt. Nach Westen hin prangt das malerische Bild der hohen, mit schönem Wald gekrönten Kirua-Berge. Aber das Hauptstück dieses großartigen Gemäldes bildet natürlich der Riesenberg. Er erscheint hier als eine gigante Mauer, zusammengehalten durch zwei kolossale Ecktürme: links der bis in den Himmel ragende Eisdorn des Riho, rechts der dunkle, wild zerklüftete Mawenji. Noch einmal, was die landschaftliche Lage der Mission Windthorst anbelangt, dürfte es auf Gottes Erde kaum etwas schöneres geben. Ankömmlinge stehen oft stundenlang in stummer Betrachtung versunken da, und schauen . . . schauen immer und können sich nicht satt

sehen an dem alles überwältigenden, jeder Beschreibung spottenden Panorama.

Die Station selbst ist eine Musterstation. Sie ist öfters von Reisenden beschrieben worden, zuletzt von dem lange am Berge weilenden, auf der wissenschaftlichen Station thätigen Herrn Professor Dr. Volkens in

seinem ausgezeichneten Werke: Der Kilimandscharo (Berlin 1897. Geographische Verlagshandlung, Dietrich Reimer). Es ist vielleicht gut, daß ich nicht selbst den Eindruck wiedergebe, den die Beschauung dieser Station auf mich gemacht hat. Als Mitglied derselben Gesellschaft könnte man mir vorwerfen, daß



Massai-Krieger in Kriegstoilette.

ich das Bild ein wenig verschönert habe. Ich lasse daher einem nicht der Mission Angehörigen, der auch nicht unser Glaubensbekenntnis teilt, das Wort.

„Diese Niederlassung der Väter vom hl. Geiste,“ sagt der an der Universität Berlin thätige Privatdozent Dr. Volkens in seinem

oben citierten Werke, „ist schon mehrfach und zwar immer in Ausdrücken der ungeteiltesten Anerkennung beschrieben worden, zuletzt von meinem Kollegen Lent in der Deutschen Kolonialzeitung. Wenn gleichwohl auch ich hier meine Beobachtungen niederlege, so geschieht dies nicht zum wenigsten aus meinem

Gefühl als protestantischer Christ heraus. Prüfet alles und das Beste behaltet, lehrt die Schrift. Hier in Kilema, wo ich oftmals als Gast gewohnt, lernte ich das Beste kennen, was ich noch bisher an Missionsthätigkeit in Afrika geprüft.

Wohlverstanden beschränke ich dies Lob auf das System, die angewandte Methode. „Du bist nur Laie, was gilt dein Wort!“ wird man mir entgegen halten. Nun gut, antworte ich darauf, aber die Gemeinde macht die Kirche. Alle Laien ohne Ausnahme,



Junger Mafai, Missionszögling.

die in der Sache aus eigener Anschauung urteilsfähig waren, und die ich um ihre Meinung befragt habe, teilten meine Ueberzeugung, waren mit mir der Ansicht, daß die Devise: „Erziehung zur Arbeit,“ auf welches die katholische Mission allenthalben

in Ostafrika ein Schwergewicht legt, ersprießlichere Folgen gezeitigt hat und in der Zukunft noch mehr zeitigen wird, als das bloße „Predigen des Wortes“ der deutsch = evangelischen und englisch = methodischen Geistlichen . . . .

„Die Gebäude der Missionsstation umschließen im Geviert einen ausgedehnten Hofraum, der, mit jungen Casuarinen bestanden, in der Mitte von einem Leitungsgaben durchschnitten ist. Gleich links am Eingang findet sich, fast bis zum Dach vollendet, die Kirche. Pater Flic, wie alle andern Brüder ein Elässer von Geburt und

deutsch sprechend, erblickte ich im Arbeitszug auf einem Gerüst, bemüht, sich mit Zollstock und Loth in der Hand von der Geradheit einer Seitenmauer zu überzeugen. Nach herzlicher Begrüßung giebt er mir die Erklärung, daß seinem Ueberschlage gemäß 60 000 Ziegel für den Bau nötig wären, daß aber, dank der eifrigen Thä-



Massai-Mädchen.

tigkeit der Zöglinge, die jeden Tag bis 1000 davon anfertigten, binnen kurzem der ganze Bedarf gedeckt sei. Für das Dach wäre Wellblech vorgesehen . . . .

„Nachdem ich noch einen Blick auf die Rundbogenfenster geworfen, in welche so eben die frisch aus der Tischlerwerkstatt hervorgegangene Holzbekleidung eingesetzt war, schreiten wir quer über den Hofraum, die

Unterkunftsstätten der Schüler bei Seite lassend, dem Wohngebäude zu. An ihm, einem einfachen mit Bananenblättern gedeckten Giebelhaus, erkennt man schon von außen die eminenten Vorteile, welche die Verwendung von Luftziegeln dem sonst am Nilmandscharo bei Europäern üblichen Fachwerkssystem gegenüber voraus hat. — Pater Flic führt mich in das gemeinsame, große Gf-

zimmer, dessen innere Einrichtung zwar nicht reich ist, aber einen arbeitsfreudigen Menschen von vornherein anheimelt, weil man sieht, Tische, Stühle, Bänke, Bücherregale sind der eigenen Hände Werk. Bruder Blanchard, einst Lüneburger Dragoner, der Schöpfer aller Herrlichkeiten, streckt mir, aus einem Lehnstuhl sich erhebend, mit einem freudigen „Grüß Gott“ die Hand entgegen. Wir sind

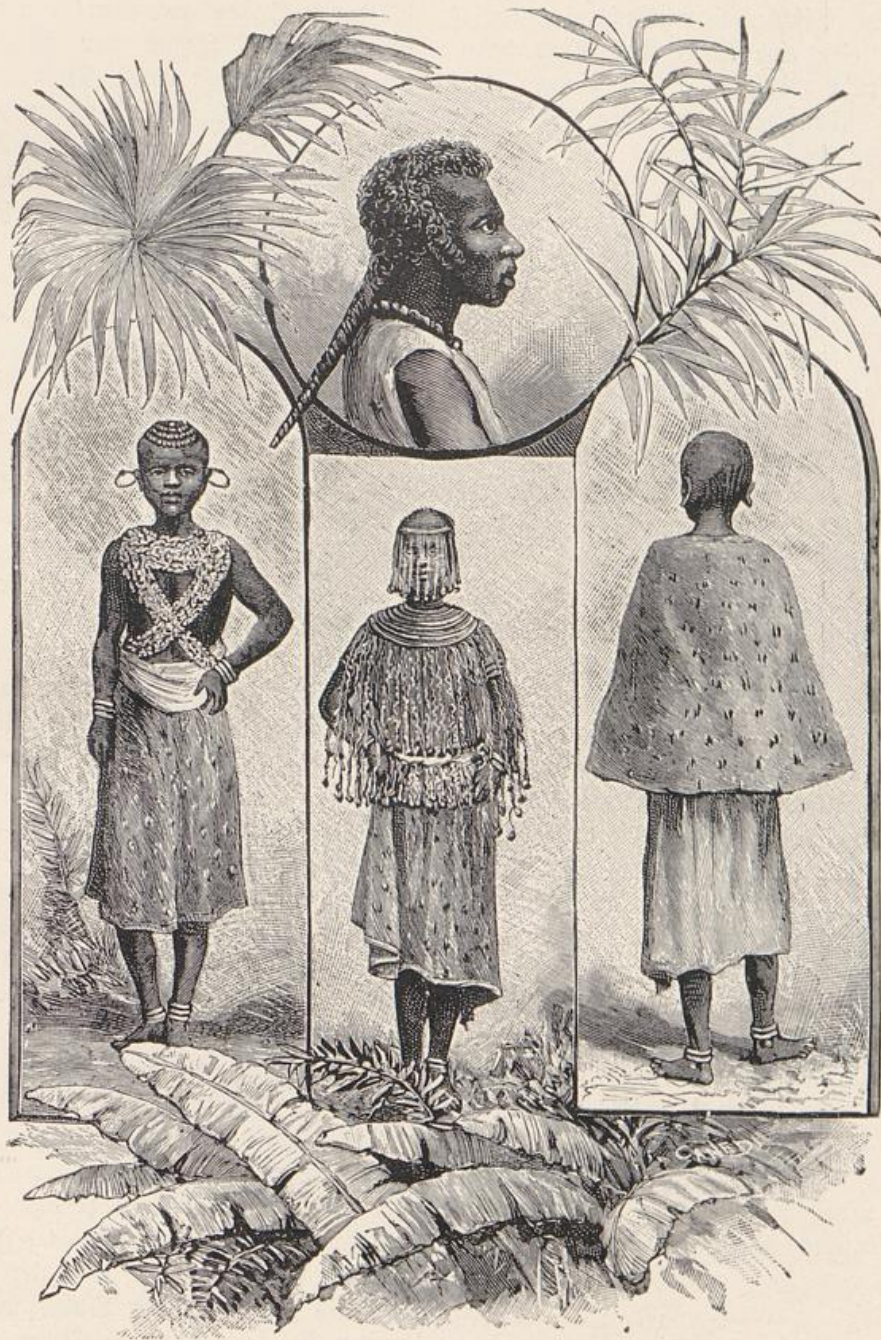
alte Bekannte, haben wir doch recht unruhsvolle Tage miteinander verlebt: die Kriegszeit. An seiner Seite durchwandere ich die weiten Anlagen der Mission. Gleich neben dem Wohnhause steht in einer tief ausgeschachteten Grube ein Anzahl Massai-Knaben, in eifriger Arbeit, die abgestochene Erde mit Wasser zu durchkneten. Das so gewonnene Material pressen andere Bürschen, die mir



Massai-Vater mit seinen Kindern.

oft kaum bis zur Brust reichen, in Formen und legen die nassen Ziegel in gleichen Abständen und schnurgeraden Reihen zum Trocknen aus. Alles sind ja einfache Arbeiten, aber ich weiß, welche Mühe und Geduld es gekostet hat, die Kinder so weit zu bringen! Allein schon, daß sie ein Verständnis für die gerade Linie gewonnen haben, ist ein Erziehungsresultat von gar nicht zu unter-

schätzender Bedeutung. Jeder, der Neger bei Haus- und Gartenarbeit zu beaufsichtigen gehabt hat, wird mir darin beipflichten. Der Thongrube gegenüber liegen die Werkstätten und die Schule. In einer der ersteren verwandeln ältere Jungen die rohen, nur mit der Art zugehauenen Bohlen, wie sie die Eingeborenen liefern, mit dem Hobel in der Hand in glatte Bretter. Von zwei er-



Kleidung der Tavelaner.

Kind.

Männerkopf.  
Junge Ehefrau.

Kind (Rückenansicht).

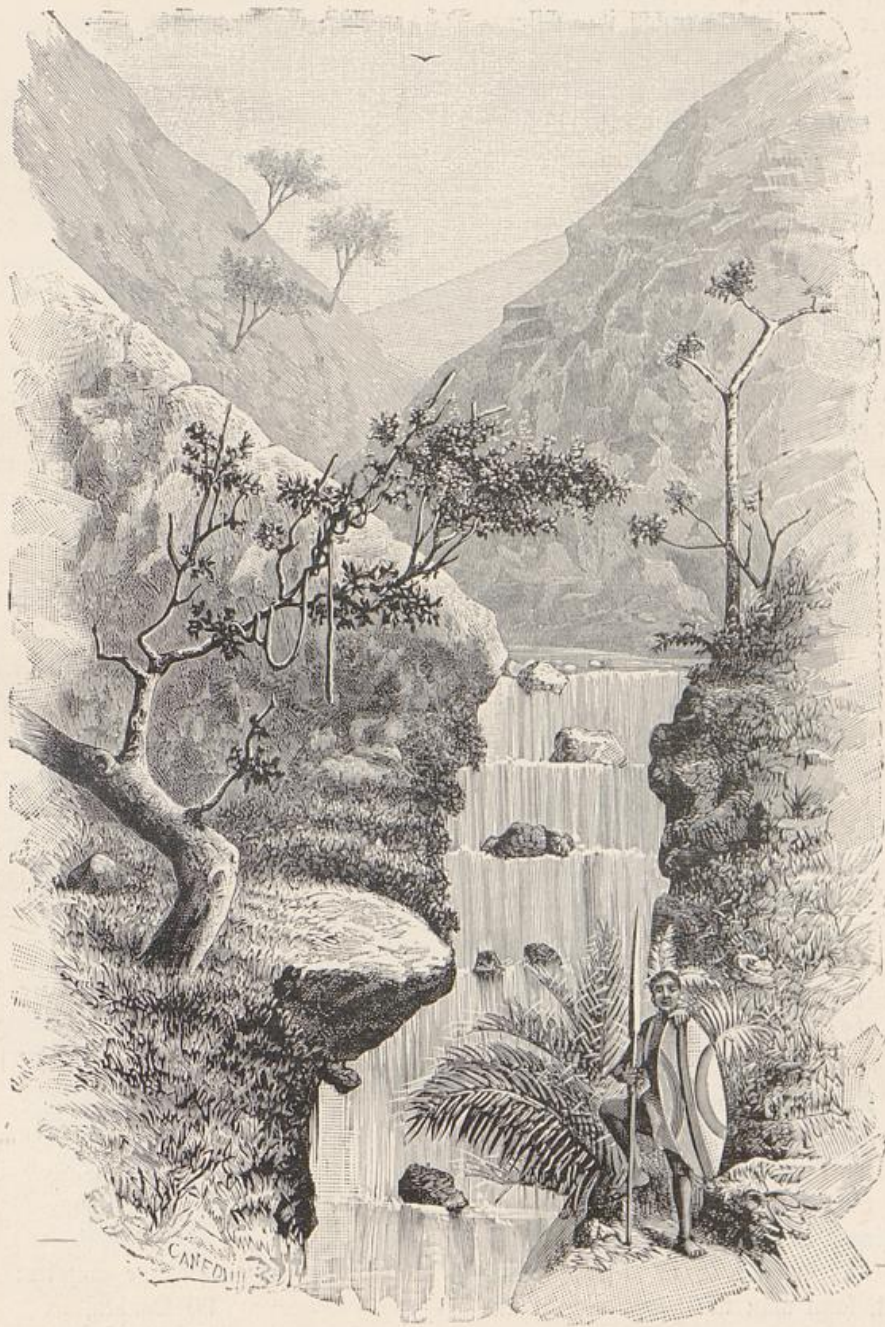
wachsenden Wasuahili, die im Mutterhause in Bagamoyo unter Bruder Oskar's kundiger Leitung das Tischlerhandwerk erlernt haben, baut der eine eine Karre, das Auge des andern ruht wohlgefällig auf einem gepolsterten, schön geschnitzten Lehnstuhl, den er so eben fertig gestellt hat. . . . Die Schule ist jetzt leer, da der Unterricht nur 1½ Stunden vor und eben so lange nach der Mittagspause stattfindet. Ein Hauptgegenstand desselben ist — das Kisuahili. Zwar versteht Pater Flic kimassat, die Muttersprache der meisten seiner Zöglinge, und wäre wohl im Stande, darin die Grundzüge des Christentums vorzutragen. Dennoch sagt man sich mit Recht, es ist verständiger, sich desjenigen Idioms zu bedienen, das nun doch einmal nach dem natürlichen Verlauf der Dinge die anderen verdrängen wird. . . .

„Seitwärts von der Schule, an der Kirche vorbei, schreitet man zum Garten hinüber. Derselbe bedeckt ein Areal von etwa zehn preußischen Morgen und ist nicht bloß bestimmt, für die weißen und schwarzen Angehörigen der Mission Nahrungsmittel zu liefern, er soll auch ein Versuchsfeld für allerlei Nutzpflanzen abgeben, die demaltes eine lohnende Kultur versprechen. Naturgemäß hatte dieser Garten, den Bruder Blanchard ausschließlich mit den Zöglingen, d. h. ohne Mithilfe eingeborener Arbeiter, bestellt, für mich als Botaniker ein ganz besonderes Interesse. Er stellt ein rechteckiges, vollkommen ebenes, im Süden durch die malerische, wohl hundert Meter tiefe Mue-Schlucht abgeschlossenes Terrain dar, das in der Mitte von einem breiten Wege durchschnitten wird. Rabatten, die sich längs des letzten hinziehen, stehen in vollem Blütenflor und nicht nur jetzt wie ich höre, sondern das ganze Jahr hindurch. Ich sah Reseda, Balsamine, Iberis, verschiedene buntfarbige Lupinen, Tropaeolum um latropha Curcas gruppiert und gewaltige Büsche bildend, Amarantus, Zinnia, Tagetes, Cineraria, Gazania, Punica und wohl noch manche andere unserer gewöhnlichen europäischen

Zierblumen, deren Namen mir entfallen sind. (Zawohl, z. B. die hier das ganze Jahr blühenden Rosen und Veilchen sind verzessen worden.) Rechts vom Wege kommt die Prosa zu ihrem Recht, denn da erblickt man auf der einen Seite in erster Linie Bananen, auf der andern ein großes Kartoffelfeld. Leute, die sich den Kilimandscharo gern als ein spezifisch tropisches Gebiet darstellen, werden verwundert sein, zu hören, daß ich die Kartoffel für die aussichtsvollste Kulturpflanze am Berge erkläre und daß ich deren Einführung am Kilimandscharo durch die katholischen Missionäre für eine That halte, die einer späteren Befiedelung mehr vorgearbeitet hat, als hundert in Büchern breitgetretene gute Ratschläge. . . Sie wird jetzt bereits von den Europäern in Marangu, Moschi und Madschame, von dem Neger Schundi in Kiboscho und ganz neuerdings auch von Mareale angebaut. . . .

„Von Gemüse ist so ziemlich alles vorhanden, was wir in Europa auch kultivieren, Rettige, Radieschen, Kopf- und Bindsalat, Sauerampfer, Spinat, Artischofen, mancherlei Rüben, Möhren, rote Beeten, Cichorienwurzel, Kopfkohl, Grünkohl, Blumenkohl, Rosenkohl, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Koriander, Zwiebeln, Schalotten, Erbsen und Bohnen. Wenn man für die Bewässerung in der Trockenzeit sorgt, besonders in den Monaten Dezember bis März, gedeiht alles in ununterbrochener Folge.“ —

Dieses Zeugnis eines sachkundigen, unparteiischen Mannes unterschreiben alle Herren, welche die Mission gründlich kennen. Herr Gouverneur General Liebert, welcher 1898 die Station Windthorst besuchte, stimmte durchaus in dasselbe Lob ein. In seiner warmen Toastrede sagte er unter anderm: „Gewisse Zeitungen der Linken werfen oft unsern Offizieren vor, daß sie manchmal die katholischen Missionäre begünstigen. Dieser Vorwurf ist in einer gewissen Hinsicht wahr, und dennoch ist die Handlungsweise jener Offiziere über jeden Tadel erhaben. Denn welcher Patriot würde nicht alles aufbieten,



Ein Gebirgsbach am Kilimandscharo.

um solche nützliche Kulturstationen, wie es eben die katholischen Missionen in Ostafrika sind, zu schützen und zu fördern? Mögen die Oberen der katholischen Mission ihre Pflanzstätten der Kultur immer weiter ausdehnen. Die Kolonie und das Mutterland werden ihnen dafür sehr dankbar sein. Die deutsch-elsässischen katholischen Missionäre des Kilimandscharo leben hoch!"

Die Windthorst-Mission wird diese ermunternden Worte, gefallen von dem Munde des Stellvertreters Sr. Majestät des Kaisers, nicht vergessen und immer mehr zu rechtfertigen suchen.

Vor einigen Tagen haben die Missionäre das neue Wohnhaus beendet. Es ist ein geräumiges, mit Wellblech bedecktes zweistöckiges Gebäude. Beide Stockwerke sind mit behauenen Lavablöcken ausgeführt worden. Zwei Treppen führen zu der das Haus von allen Seiten umgebenden Veranda. Dieselbe ist drei Meter breit und ruht auf 34 Pfeilern. Die ganze Arbeit ist von Pater Flick und Bruder Brunner mit Hilfe der Zöglinge ausgeführt worden. Unter der Aufsicht und Leitung beider Missionäre haben sich die Missionsjungen als tüchtige Maurer, Zimmerleute und Tischler erwiesen. Das Gebäude ist solid, praktisch, schön und kann nach der Aussage von Fachleuten und alter Kolonisten als Muster eines Tropenhauses gelten.

Und wie steht es mit der andern Seite, d. h. mit der eigentlichen Missionsthätigkeit? Ist diese vielleicht nicht ein wenig den materiellen Interessen geopfert worden? Nein, entschieden nein. Nie haben die Missionäre von Windthorst ihr Hauptziel aus dem Auge verloren. Von morgens früh bis abends spät hat der gute Pater Gommenginger den Armen das Wort Gottes gepredigt. Mehr als er in dieser Hinsicht gethan hat, kann man überhaupt nicht thun.

Er hielt gewöhnlich sechs Stunden Unterricht im Tage. Der arme Pater hat sich sicher zu sehr angestrengt; er war so schwach und blutarm, daß er sich vor einem Monat nach der Küste und von dort nach Europa.

begeben mußte, um in der Heimat neue Kräfte zu holen.

Während P. Gommenginger vorzüglich den eingeborenen Wadschagga Religionsunterricht erteilte, beschäftigte sich P. Flick in seinen freien Stunden mit den Massaikindern, deren Sprache er sehr geläufig spricht. Im Hungerjahr 1892 entriß die Mission ungefähr 120 Massaikinder einem sicheren Hungertode. Milch und Fleisch bildet nämlich die einzige Nahrung der in der Steppe umherziehenden Massaiämme. Als aber in obengenanntem Jahr eine schreckliche Seuche die Herden hinwegraffte, mußten die Massai am Hungertuche nagen. Große Dörfer starben buchstäblich aus. Die Steppe glich einem weiten Leichensfeld. Einige schleppten sich noch mit Mühe bis an die Kulturzone des Kilimandscharo. Sie waren wandernden Skeletten nicht unähnlich. Für eine Hand voll Bananen verkauften die Mütter ihre halb verhungerten Kinder an die Wadschagga. 120 Kinder fanden Aufnahme in der Mission, wo sie jetzt groß gezogen und in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden (S. Kap. VI.)

Nebst diesen zahlreichen Zöglingen besitzt die Mission zwei christliche Dörfer verheirateter Christen. Auch zählt sie einige hundert Katechumenen, meist Wadschaggakinder, denen jeden Tag die christliche Lehre erteilt wird.

Die Station besitzt vier Schulen, in denen bei siebenhundert Kinder regelmäßig unterrichtet werden. Dieselben verteilen sich wie folgt:

I. Schule auf der Station Windthorst:

a) interne Schüler, d. h. Zöglinge

60 Knaben,

32 Mädchen.

b) auswärtige Schüler:

90 Knaben,

83 Mädchen.

II. Schule beim Häuptling Jumba, südlicher Teil von Kilema:

90 Knaben,

32 Mädchen.



Stück eines Digo-Dorfes.

III. Schule in Lombeda, nördlicher Teil von Kilema:

112 Knaben,

92 Mädchen.

IV. Schule in Kirua, beim Häuptling Kitungati:

80 Knaben,

30 Mädchen.

Gesamtzahl: 701 Schüler.

Möge die gegenwärtige, frische Bewegung unter der Jugend des Landes nur fortbauern und bald wird dieser Teil des Kilimandscharo dem Christentum gewonnen sein. Die Freunde der Mission Windthorst werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen zum Schlusse eine Bitte unterbreite.

Jeden Abend, wenn ich bei Sonnenuntergang die schönen Gärten und Anlagen der Station durchwandele, überkommt mich immer wieder die Idee, als fehle der blühenden

Mission noch etwas. Ich will sprechen von dem Bilde desjenigen, dessen Name die Station verewigt, des großen, unvergeßlichen Windthorst.

Katholiken Deutschlands, Freunde der Mission Windthorst, von Euch fordere ich die bronzene Büste des großen Zentrumsführers. Der Meißel des Bruders hat schon die mächtigen Lavablöcke, die der Büste als Piedestal dienen sollen, bearbeitet. An Euch ist es, den Tag zu beschleunigen, wo der Vorkämpfer der katholischen Freiheit auf dem höchsten deutschen Berge in Afrika sein Standbild haben wird.\*)

---

\*) Wer sich für die Erfüllung dieses Wunsches interessiert oder geeignete Hinte dazu geben kann, wolle sich mit dem Herausgeber von „Kreuz und Schwert“, Herrn Redakteur Walter Helmes, Münster i. W., in Verbindung setzen. P. S.

### III. Kapitel.

## Von Windthorst in Kilema durch Moschi nach Mariahilf in Riboscho.

Besuch bei Häuptling Kitungati. — In der Militärstation Moschi. — Hauptmann Johannes und was er geleistet. — In Mariahilf. — Besuch beim Häuptling Meki. — Festmahl in Moschi, 12 Europäer anwesend. — Abreise des Bischofs.



Wohl waren es schöne Tage, die wir auf der Station Windthorst zubrachten, jedoch sie verstrichen schnell. Nach den Festtagen, welche bei Anlaß der Taufe mehrerer erwachsener Katechumenen, sowie auch bei Gelegenheit der Firmung von neunzig Christen stattfanden, brachen wir von Kilema auf, um nach Mariahilf in Riboscho zu marschieren. Sämtliche

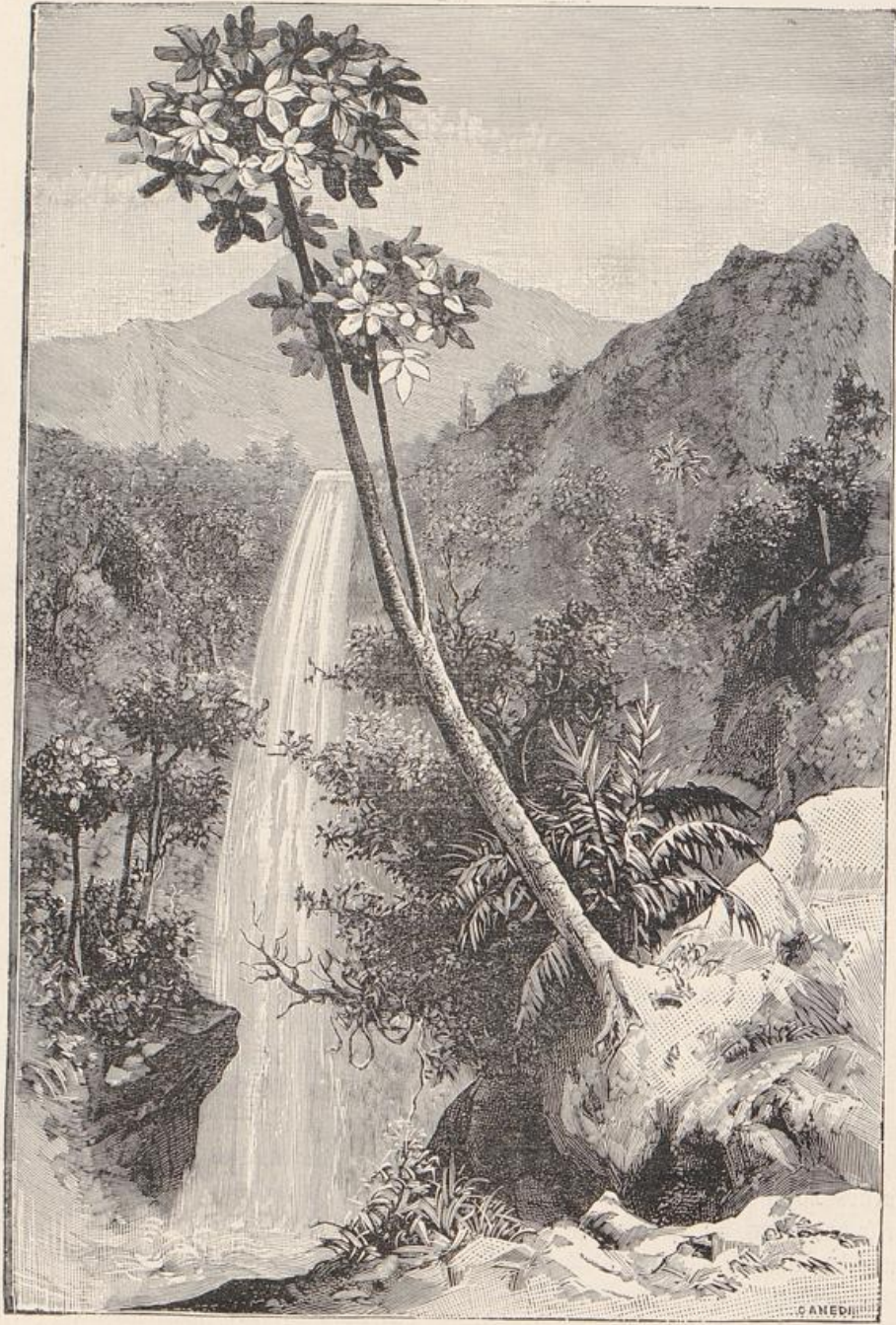
Missionsangehörigen und Hunderte von Wadschaggaleuten begleitete uns noch bis zu den Ufern des kleinen, reißenden Gebirgsbaches Mue. Dieser Bach bildet zugleich die Grenze zwischen den Landschaften Kilema und Kirua. Unmittelbar hinter den Ufern des Baches erhebt sich die steile Bergwand der mehr als 2000 Meter hohen Kiruaberge. Das Fortkommen auf der Flanke des Berges ist sehr mühsam und oft will der Atem stocken. Reichlich Schweiß perlt auf der Stirne; doch eine halbe Stunde nach unserm Abmarsch erreichen wir das Plateau der ersten Bergkette.

Vor uns liegt die an Naturschönheiten so reiche Landschaft Kirua. Ueberall entdeckt das Auge großartige Schluchten, tiefe Thal-

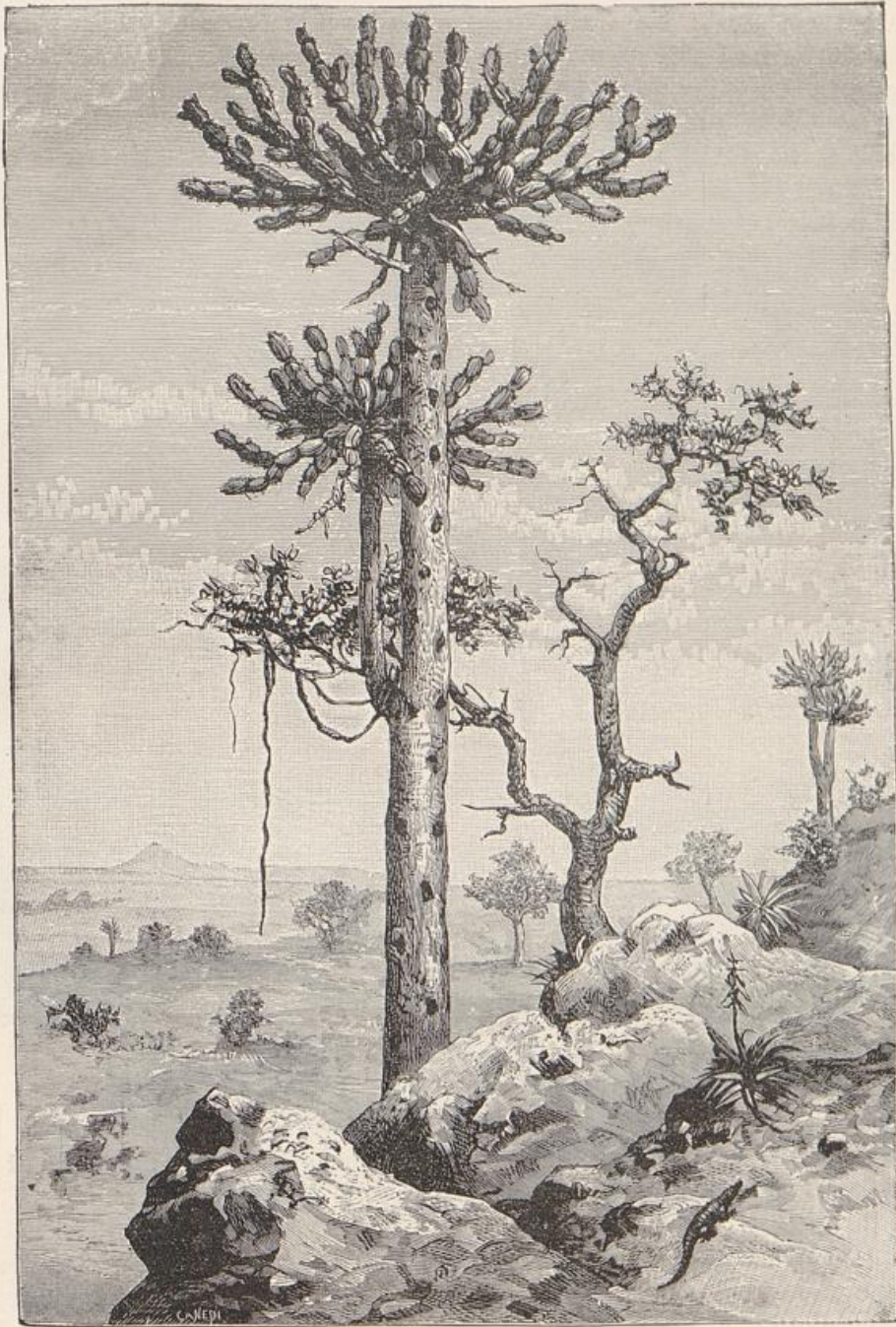
mulden, in deren Rinnale kleine Gebirgsbäche munter über Fels und Stein hüpfen, üppige Wiesen, schöne, hohe Wälder. —

Kaum hat Kitungati, der Häuptling von Kirua, erfahren, daß wir sein Land betreten haben, so kommt er uns alsbald mit einem Fettschwanzschaf und einem Krug Bier entgegen, um uns zu begrüßen. In einem großen hölzernen Becher schäumt das kräftige Bier, und wir schickten uns eben an, auf das Wohl des Häuptlings zu trinken, als dieser uns plötzlich den Becher entriß und zuerst einen kräftigen Schluck durch seine weite Kehle gleiten ließ. Es herrscht nämlich überall hier zu Lande, wo Gistmischer ja nicht selten sind, die Sitte, daß der Gastfreund zuerst die Getränke kostet, die er seinen Gästen vorstellt. Der Häuptling bat auch den Herrn Bischof, er möge bei ihm eine Schule errichten lassen; gern würde er mit seinen Leuten das Schulhaus bauen. Der Bischof war hoch erfreut über diesen Vorschlag und versprach Kitungati, möglichst bald eine Schule bei ihm einrichten zu lassen. Drei Wochen nachher war das Schulhaus fertig und seither besuchen mehr als 110 Schüler regelmäßig die Schule.

Wir nahmen dann Abschied von dem alten Häuptling und seiner Umgebung und weiter ging es über Berg und Thal. Ueberall



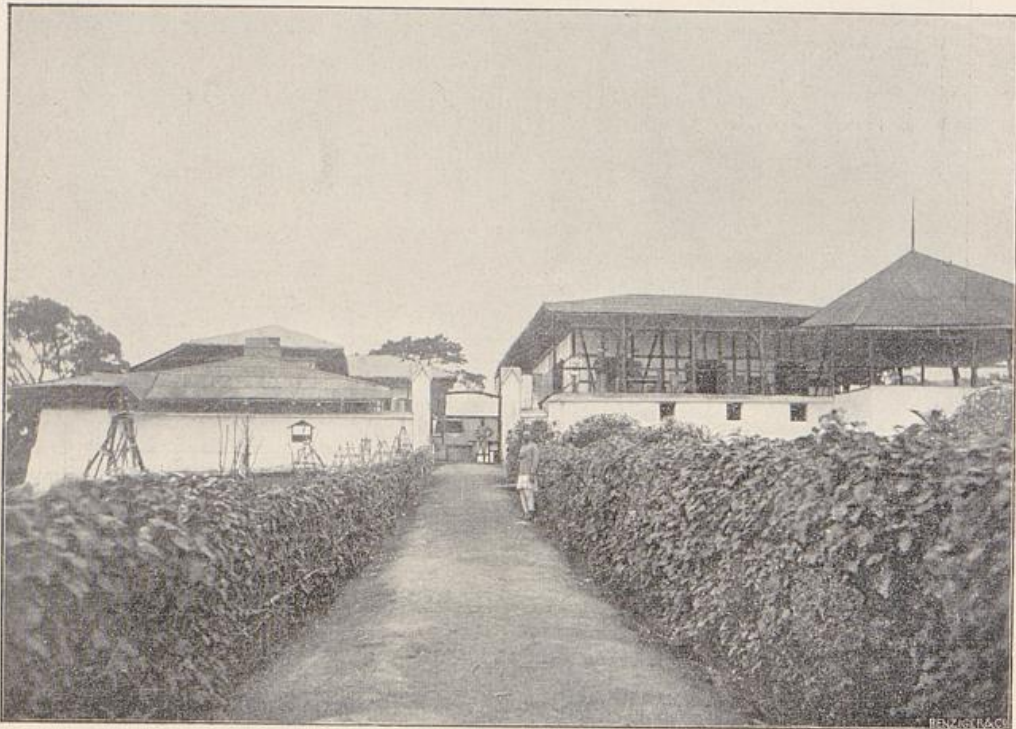
Landschaftsbilder



vom Silimandscharo.

bemerkten wir die Spuren früherer Laufgräben und Verschanzungen. Nach einer Stunde erreichten wir den Saum des Waldes. Wir standen am Rande der großartigen Mangaschlucht, die wohl nicht ihres Gleichen am Berge hat. Die steilen Hänge sind mit kurzem Gras bedeckt, stellenweise auch mit hohem Gebüsch, da nämlich, wo der Absturz nicht zu senkrecht ist. Unten im engen Thale stürzt sich ein kleiner Gebirgsbach, sein wildes Lied singend, über zahlreiche Felsentrümmer.

Ein sorgfältig angelegter, oft durch mächtige Felsen sich Bahn brechender Weg zieht sich allenthalben an der steilen Böschung entlang. An die steile Bergwand gelehnt schreiten wir langsam vorwärts. Manchmal bleiben wir stehen und schauen hinunter in die unheimliche Tiefe. Nach einem  $\frac{3}{4}$  Stundenmarsch haben wir die Schlucht passiert. Vor uns dehnt sich die Landschaft Moschi aus. Dieselbe steht unter dem Häuptling Meli. Der Landschaftscharakter ist nicht mehr so großartig,



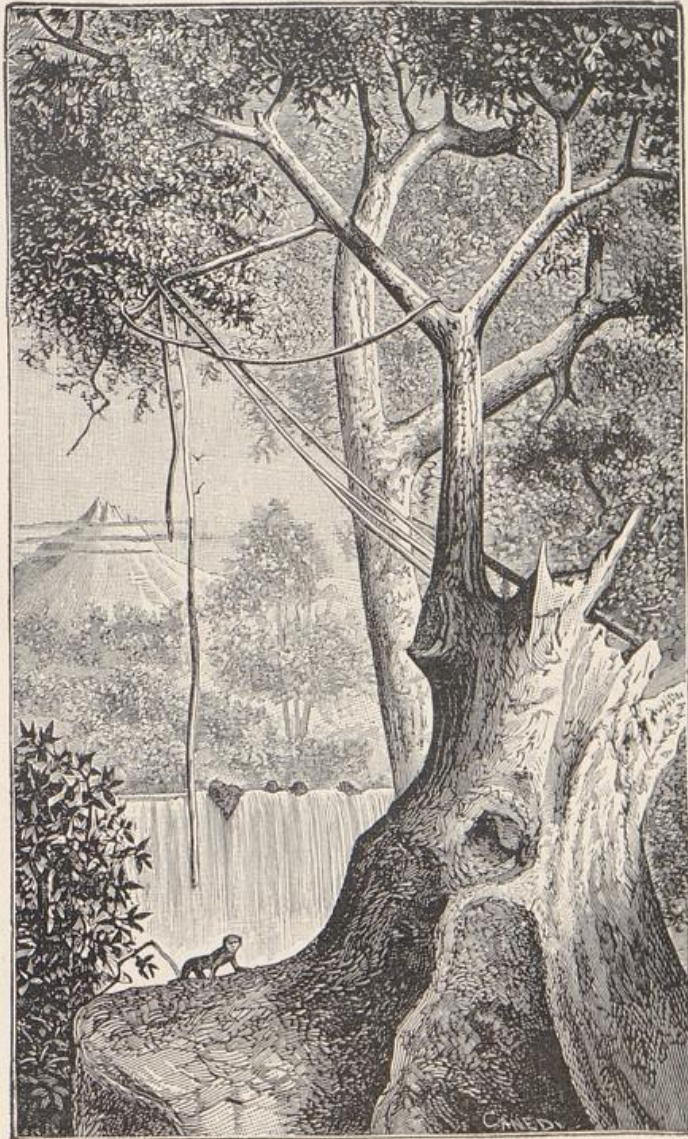
Militärstation Moschi.

wie der von Kirua oder Kilema. Moschi liegt nämlich auf dem Saume der Steppe. Das Gesamtbild ist doch immerhin recht schön. Den Riesendom des Kibo und den zerrissenen Eckurm des Mawenji sieht man ja auch von hier. Das Auge entdeckt wohl nicht mehr die blaue Fläche des Dschipe-Sees, wohl aber die 300 Meter hohen Sogonoi-Berge und fern im Westen die Riesenpyramide des Meru.

Wir passieren noch die tiefgefurchten

Rinnale des Sangatschibachs und langen bald vor der kaiserlichen Militärstation Moschi an.

Herr Hauptmann Johannes und sämtliche Offiziere (Lieutenant Merker, Stabsarzt Dr. Gallus und Zahlmeister Körner) begrüßen freundlichst den hochwürdigsten Herrn Bischof und begeben sich mit ihm auf die Veranda des Wohnhauses. Eine dargebotene Erfrischung mundete uns herzlich. Den Nachmittag benutzten wir, um die Boma und die Umgebung



Am Wasserfall.

der Station anzusehen. Die ganze Station ist prachtvoll angelegt. Der Hauptpunkt und auch der Hauptschmuck der Boma ist das Wohnhaus der Offiziere. Es ist das ein großes zweistöckiges Gebäude, einem stolzen süddeutschen Bauernhause ziemlich ähnlich. Die Idee, ein heimisches Bauernhaus vor mir zu sehen, gestaltete sich noch fester, als ich den ein wenig weiter gelegenen Hühnerhof besuchte. Ich sah da europäische Hühner, Tauben, Enten, Gänse, Truthühner, Kaninchen, fette Schweinchen u. s. w. Die zahlreichen Askari (Soldaten), bei 130 Mann, meist Sudanesen, und die auf der Plattform der Bastionen stehenden Geschütze erinnerten mich jedoch daran, daß ich nicht in einer Farm sondern in einer großen Militärstation wandelte.

An das Wohnhaus der Offiziere reihen sich die Nebengebäude, das Unteroffiziershaus, die Küche, das Gefängnis. Diese Gebäude, welche mit dem Wohnhaus der Offiziere die eigentliche Boma bilden, sind mit einem Graben und mit Stacheldraht umgeben. Links vor dem Eingangsthor liegt das neue Lazareth für Schwarze. Dasselbe ist recht praktisch eingerichtet und umfaßt neben den Krankensälen für Weiber und Männer ein Operationslokal und ein Zimmer, das zur Aufbewahrung von chirurgischen Gegenständen dient. Rechts vor dem Thore steht eine große transportable Baracke, welche zur Zeit als Fremdenzimmer dient. Weiter, dicht an der Hauptstraße, liegen die Kasernements der 130 Mann starken Truppe. Eine eigentliche Kaserne existiert noch nicht, soll aber nächstens gebaut werden. Einstweilen hat jeder Askari sein eigenes Haus. Dort lebt er mit Frau und Kind und mit seinen Boys (Dienern). Die großen Maisfelder, die jetzt den ganzen Moschihügel bedecken, gehören den Askari zu.

Von der Hauptstraße zweigen sich nach rechts und links andere Straßen ab. Längs dieser Straßen wohnen Leute von fast allen ostafrikanischen Stämmen. Man trifft da Wajuahili, Wanjamwesi, Manjema, Massai u. a. m. Auch Inder und Banjanen, ja

selbst einen Chinesen, habe ich gesehen. Auch drei Griechen haben sich in Moschi angesiedelt und machen als Kaufleute kolossale Geschäfte. Man kann bei ihnen allerlei Waaren einkaufen: Baumwollstoffe, Decken, Perlen, Eisen- und Messingdraht, Zucker, Kaffee, Bier, Wein, Cognac, Tabak u. s. w. Natürlich sind die Preise enorm hoch. —

Der ganze Häuserkomplex mit der Militärstation als Mittelpunkt liegt auf einem isolierten Hügel und bietet einen überaus wohlgefälligen Anblick dar. —

Nachdem wir uns die Station und Umgebung angesehen hatten, fahrten wir wieder in das Wohnhaus der Offiziere zurück. Gegen halb acht Uhr wurde vom Stationschef ein großartiges Abendessen serviert. Auf der lustigen Veranda verbrachten wir miteinander einen überaus schönen Abend. Herr Hauptmann Johannes ist ein sehr liebenswürdiger Offizier und besitzt eine reiche Afrikaerfahrung. Seit acht Jahren ist er hier am Berge stets bemüht, in diesem wichtigen Teile des Schutzgebiets die Kulturarbeit zu schützen und zu fördern. Er kam in einer recht schwierigen Zeit nach dem Berge. Nach dem unglücklichen Gefecht von Moschi war kein einziger Askari im Kilimandscharogebiet zurückgeblieben. Ueberall loderte die Flamme des Aufstands. Es gelang jedoch dem jungen Offizier, die aufgegebene Militärstation Marangu wieder zu besetzen. Die Lage war äußerst schwierig. Er hatte zu wenig Truppen, um gegen den stolzen Meli ins Feld zu ziehen. Verlassen konnte er sich nur auf den kleinen Häuptling Mareale. Um die deutsche Flagge vor weiterem Unglück zu bewahren, befestigte er die Station und behauptete dieselbe fast ein ganzes Jahr. Die freie Zeit benutzte er, um Erkundigungen über die Stärke und Position des Feindes einzuziehen. Wie nützlich diese stillen Vorarbeiten waren, stellte sich nachher heraus. Am 4. August kamen die letzten Truppen der Schele'schen Expedition an und am 12. konnte man schon auf die feindliche Boma losmarschieren. Lieutenant Ny starb den Heldentod — doch die feindliche Boma fiel



Eine afrikanische Niesen-Cuphorbie.

und der stolze Meli fühlte die Schärfe des deutschen Schwertes. Der amtliche Bericht hat die Verdienste des tapferen Kompagnieführers Johannes zu schätzen gewußt; Oberst Schele schließt ihn nämlich mit den Worten: „Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß es allein der geschickten Geschäftsführung des Kompagnieführers Johannes gelungen ist, ein ganzes Jahr lang die nach der Affaire Bälow äußerst schwierige Lage am Kilimandscharo vor weiteren Katastrophen zu bewahren. Auch ist die militärische Situation



Hauptmann Johannes,  
Stationchef von Moschi.

von ihm mit großer Mühe so richtig erforscht und erkannt worden, daß das Gelingen des Angriffs, neben der Bravour der Truppe, einzig und allein als sein Verdienst anzusehen ist.“

Die anfangs halsstarrigen Warombo und Waseri, sowie auch die gefürchteten Waruscha, ja selbst die plündernden Massaihorden der Steppe haben seitdem seine Hand gefühlt und sich ihm unterworfen. Nach dem Kriege widmete er sich ganz dem Werke des Friedens. Jeden Monat durchzog er das ganze Gebiet

von Kombo im Osten bis Madschame im Nordwesten, überall Schauris haltend und geordnete Zustände schaffend. Er verstand es wie kein anderer, die Herzen der Eingeborenen zu gewinnen, und heute hängt die Bevölkerung des ganzen Kilimandscharo an ihm mit treuer Liebe. — Unter seiner kundigen Leitung hat der Wege- und Brückenbau große Fortschritte gemacht. Ich bin viel in Ost-Afrika gereist, im Süden, in der Mitte und im Norden. Nirgends aber — und da wird mir wohl jeder Reisende beistimmen — habe ich einen bessern Wegebau gefunden als im Kilimandscharogebiet. (In der Umgegend von Kijuani sind ebenfalls überall recht gute Wege. Kijuani war bis zum letzten Monat von der Militärstation Moschi abhängig, ist jetzt aber dem neuen Bezirksamte Masinde zugeteilt worden.) Das ganze Kilimandscharogebiet ist von einem Netze breit ausgeschlagener, gut unterhaltener Wege durchzogen. Der Weg von Taveta nach Moschi gleicht einer deutschen Heerstraße. Der Brückenbau steht auf gleicher Höhe. Früher konnte man während der Regenzeit die reißenden Gebirgsbäche gar nicht passieren. Der Marktbesuch und der Verkehr im allgemeinen litt dadurch sehr. Durch einen praktischen Brückenbau ist nun auch diesem Uebel abgeholfen worden.

Auch den Reisenden, Naturforschern und Missionaren ist Herr Hauptmann Johannes aufs bereitwilligste entgegengekommen, um sie in ihrer Kulturarbeit zu unterstützen. Ein jeder, wenn er den Berg verläßt, könnte mit Dr. Volkens sagen: „Ich kann nur wünschen, daß allen Naturforschern in Afrika eine eben solche Unterstützung seitens der Militärbehörden zu teil wird, wie sie mir wurde, durch den immer hilfsbereiten, immer zuvorkommenden Kompagnieführer Johannes.“ — Noch einmal, möge dieser sachverständige, erfahrene Offizier, dem allgemeinen Wunsche der Bevölkerung gemäß noch recht lange am Berge bleiben und der Kilimandscharo wird in seiner kulturellen Entwicklung immer weiter fortschreiten und blühen im Hauche des Friedens. —

Am folgenden Morgen verließen wir Moschi und schlugen den Riboschweg ein. Der Weg geht abwärts bis zum Mrusungubach. Wir passieren dann ein ebenes Gelände und erreichen bald die Ufer des Rau. Die ganze Strecke, vom Rau bis zum Garanga, dem Grenzfluß zwischen Uru und Riboscho, ist äußerst fruchtbar, aber gänzlich unbewohnt. Die Landschaft Uru war früher stark bewohnt, ist aber wie viele andere Be-

zirke durch häufige Kriege fast ganz entvölkert worden. Im allgemeinen überall, wohin heute der Kilimandscharoreisende seine Schritte lenkt, drängt sich ihm immer wieder die Ueberzeugung auf, daß dies wunderbare Land einst mehr als doppelt so stark bevölkert war, als es heute ist. Ueberall findet er die Spuren früherer Ansiedelungen. Bis hinauf in den Urwald dehnten sich die Wohnungen und Felder der Eingeborenen aus. Ja, selbst



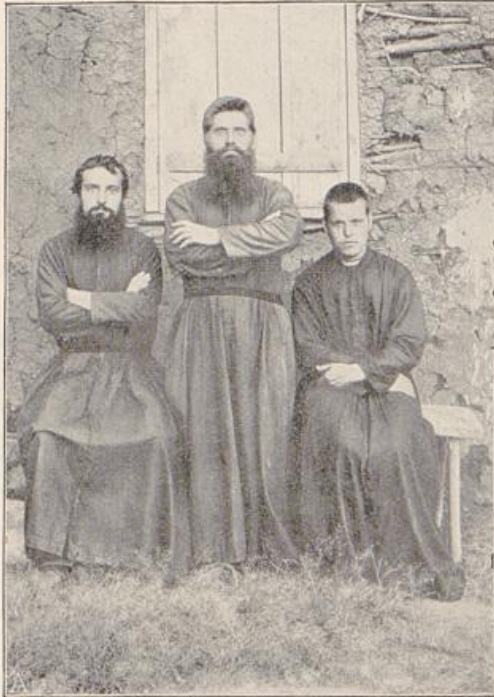
Mission Mariahilf in Riboscho.

im heutigen Hochwald fand ich alte Leitungsräben und die haushohen Steinwälle, welche aus Millionen von Felsstücken regelmäßig aufgebaut, die früheren Wohnungen und Felder der Eingeborenen umschlossen. Es unterliegt keinem Zweifel, der alles zerstörende Krieg hat hier furchtbar gewütet und unzählige Opfer verschlungen. Menschenfreunde können Gott danken, daß dies einzig schöne Land endlich in die Hände einer starken Re-

gierung geraten ist. — Jetzt schon, nach einigen Jahren, fühlt man recht deutlich die glücklichen Folgen der gegenwärtigen Friedensperiode. Ueberall begegnet man zahlreichen Kindern und jedes Jahr sieht man die Felder und Wohnungen der Eingeborenen sich weiter ausdehnen.

Gegen zwölf Uhr erreichten wir die ersten Felder von Riboscho. Die früheren spitzbogenförmigen Eingangsthore existieren nicht

mehr. Auch die Laufgräben, Wälle und Verschanzungen sind vernachlässigt. Alle diese Festungswerke, sagen sich ja jetzt auch die kriegerischen Wakiboschi, haben keinen Zweck mehr. Sie brauchen sich ja nicht mehr zu fürchten vor dem plötzlichen Ueberfall eines raublustigen Nachbarn. Gegen die Europäer — das hat ihnen ja Wismann und Hauptmann Johannes zur Genüge bewiesen —



Missionare von Mariahilf  
in Kiboscho.

finden sie auch hinter ihren hohen Steinwällen keine Sicherheit.

Wir durchschreiten einen langen, von Dracaenen und mächtigen Baumriesen eingefassten Hohlweg. Ueberall erfreuen Limbi- und Bohnenfelder und schöne Bananenhaine das Auge. Wohl eine Stunde lang durchqueren wir die üppigen, sorgfältig gehaltenen Pflanzungen der Eingeborenen.

Im Augenblick, wo wir den Rand der Garangaschlucht betreten, kommt uns M l e i a,

der jetzige Häuptling von Kiboscho, mit etwa hundert seiner Leute entgegen, um den Bischof zu begrüßen. Wir passieren dann die tiefe Schlucht und steigen jenseits des Garangabachs den Missionshügel hinauf.

Donnernde Böllerschüsse erwecken auf einmal die schlummernden Echos der Garangaschlucht, und das Missionsglöcklein erhebt seine fröhliche Stimme, um der ganzen Umgegend den Einzug des Bischofs zu verkünden. Pater Rohmer, Pater Luz und Bruder Theodomir Mathern (drei Elsässer) begrüßen den Bischof am Eingang der Mission und begleiten ihn in kirchlicher Prozession in die Kapelle, wo der gut geschulte Chor der Jünglinge den Gounod'schen Gesang:

„Vivat in aeternum Pontifex  
et Pastor noster“

vorträgt. Wir waren in unserer Missionsstation Mariahilf in Kiboscho!

Die Aussicht, die man von der Mission aus genießt, ist wundervoll. Die Beschreibung, die der Afrikareisende Thomson von dem Dschaggalande im allgemeinen gegeben hat, ist besonders zutreffend für Kiboscho. („Durch Massai-Land“, Leipzig 1885.) „Einen reicheren, mannigfaltigeren Anblick genoß ich an keinem anderen Punkte Afrikas; die reiche Grasdecke wechselte ab und war gemischt mit Bananewäldchen, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Yams u. s. w. Hier und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume. Die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaar-Farren und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten herum oder weidete im kniehohen, saftigen Grase; lustige, muntere Ziegen hüpfen um die Kanalufer, oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele auf. Schafe mit ungeheuren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehnsuchtsvoll auf das Messer warteten. . . . Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht unbeschränkt. Von dem Ausblick nach Norden, welcher das herrliche Panorama

abschließt, will ich keine Beschreibung zu geben versuchen, weil mein Wortvorrat nicht ausreicht, um eine würdige Schilderung der Wirkung zu geben, welche der Anblick des Kibo und Kimawensi auf den Geist ausübt.“ —

Die Mission besteht aus einem großen, zweistöckigen, mit Bruchsteinen ausgeführten Wohnhause, einer Kapelle, einer Schule, einer Werkstätte für Schreiner und Tischler und den Unterkunftsstätten für die Zöglinge. Mit

der Mission ist auch eine Farm verbunden. Der Obst- und Gemüsegarten ist zweifellos der schönste am Berge und dürfte auch im Schutzgebiet kaum seinesgleichen finden. Arbeit hat er freilich seinem Urheber, dem unermüdblichen Pater Rohmer, recht viel gekostet. Man findet darin alle europäischen Gemüsesorten. Manche derselben erreichen eine geradezu unglaubliche Größe. Kohlköpfe von acht und auch zehn Kilo sind keine Seltenheit. Letztes Jahr wurden zwei Pracht-



Zöglinge von Mariahilf.

exemplare abgewogen; das eine wog zwölf, das andere dreizehn Kilogramm. Kartoffeln zählte ich unter einem Stock bis zweiundfünfzig; dreißig ist nichts Seltenes. Zwiebeln erreichen ebenfalls eine fabelhafte Größe. In demselben Garten sah ich auch junge Reben, die mit großen roten Trauben völlig belastet waren. Die Kaffeepflanzung hat dieses Jahr die erste Ernte gegeben (schon nach dem zweiten Jahre). Sowohl die Quantität als auch die Qualität lassen nichts zu wünschen

übrig. Schönere Pflanzen habe ich auch in Usambara nicht gesehen. Zudem existiert die *Hemileia vastatrix* gewiß noch nicht am Berge. Auch Blattrost ist in Kiboscho noch nicht vorgekommen. Mit einem Worte, die Kaffeekultur wird am Berge sehr lohnend sein. Natürlich wird die Mission keine Kaffeepflanzungen größeren Stils anlegen. Es liegt ja das auch nicht in ihrem Ziele. Sie pflanzt eben so viel Kaffee, um den Bedarf der Schwesterstationen am Berge und eventuell

auch der Küstenstationen zu decken. Aber „durch den mit glänzendem Erfolg gekrönten Versuch hat die Mission in dieser wie auch in mancher anderen wirtschaftlichen Hinsicht einem spätern größeren Unternehmen die Wege gebahnt und sich damit ein sehr großes Verdienst erworben“.

Das sind die Worte des Herrn Gouverneurs General Liebert, welcher vor einiger Zeit die Mission besuchte.

Am ersten Sonntag nach unserer Ankunft in Mariahilf taufte der hochw. Herr Bischof 28 Katechumenen und erteilte 64 Christen die hl. Firmung. Der Festtag verlief unter allgemeiner Freude. Den folgenden Tag brachte Häuptling Mlelia dem Herrn Bischof einen fetten Ochsen und zwei Schafe zum Geschenk und bat ihn, seine Boma besuchen zu wollen. Mlelia erhielt Gegengeschenke und das Versprechen, daß wir uns am Nachmittag bei ihm einfänden würden.

Die Boma des Häuptlings liegt etwa eine halbe Stunde westlich von der Mission. Nachdem wir zahlreiche Pallisadenwerke, welche den Zugang verteidigen, passiert hatten, gelangten wir auf einen großen freien Rasenplatz. Auf demselben führten mehr als dreihundert Krieger im Festputz Kriegstänze aus. Der Häuptling, von seinen Räten umgeben, kam uns entgegen und begrüßte uns freundlichst. Er hatte die Husaren-Uniform, die nun doch einem Neger gar nicht paßt, abgestreift und die althergebrachte Tracht eines aufgeputzten Kriegers angelegt. Um Hüften und Achseln hatte er ein buntes Tuch geschlungen; über Hals und Rücken flatterten, gleich der braunen Mähne des Löwen, wackelnde Federbüsche. Ein Leopardenfell, überragt von nickenden Straußenfedern, bildete den Kopfschmuck. In der Hand schwang er den fein gearbeiteten, mächtigen Dschaggaspeer.

Mlelia ließ alsdann aus seinem Hause schöne europäische Lehnstühle und natürlich auch einen Krug Bier holen und lud uns ein, dem Kampfspiel seiner Krieger zuzuschauen. Die Leistungen der Tänzer überstiegen alle meine Vorstellungen, und ich

dachte mir, was für einen Hölleneffekt diese Bande halbnackter, wild tanzender Krieger auf einer europäischen Scene produzieren würde.

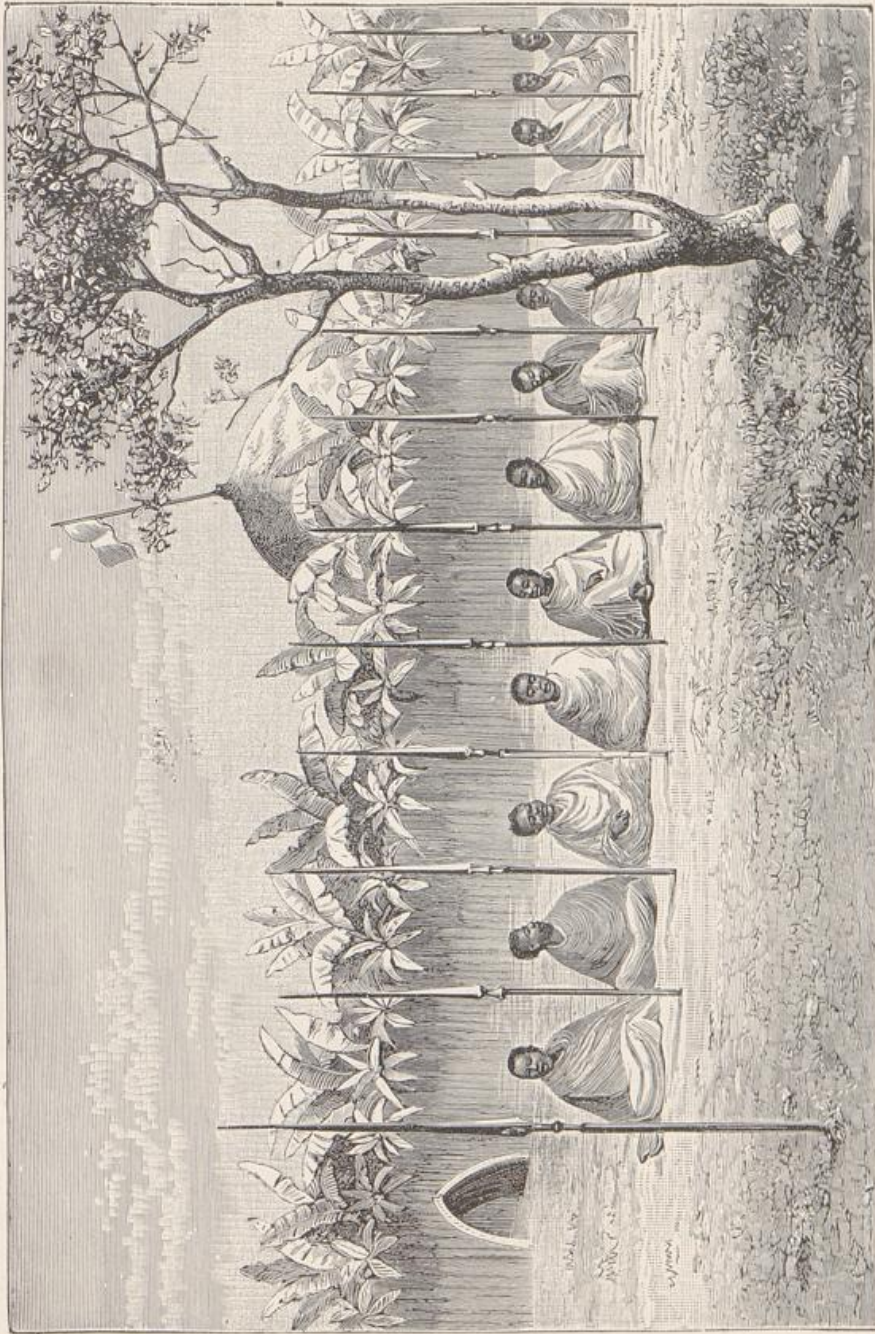
Nachdem wir dem Schauspiel eine Zeit lang mit immer steigendem Interesse zugehört hatten, führte uns der Häuptling in die eigentliche Boma. Die ganze Art der Befestigung erinnert unwillkürlich an die einer mittelalterlichen Ritterburg. Die nämlichen Ideen müssen den Bauführer geleitet haben. Wir haben hier zuerst am Fuße der Außenmauer einen breiten, tiefen Graben, der mittels Kanäle zu jeder Zeit mit Wasser gefüllt werden kann. Eine bewegliche Brücke führt über den Laufgraben zum engen Eingangsthor. Wir stoßen dann auf eine erste, zweite und dritte Ringmauer.

Der erste Ring umschließt die Kasernen der jeden Abend aufziehenden Wachmannschaften; der zweite die Viehställe, die Getreidespeicher und Unterkunftslokale für Bier, Fleisch, Honig und andere Vorräte. Im dritten Ring liegt das hohe Giebelhaus des Häuptlings. In der Veranda des Hauses hingen mehrere prachtvolle Wanduhren. Alle gingen, aber jede markierte eine verschiedene Zeit. Gegen die Wände waren 2 Meter hohe, mit prächtigen Goldrahmen verzierte Spiegel gelehnt.

Nachdem der Häuptling uns alles Sehenswerte gezeigt hatte, traten wir den Rückweg nach der Mission an.

Was die Missionsthätigkeit und ihre Erfolge betrifft, so ist das Resultat befriedigend zu nennen. Die Mission zählt zwei christliche Dörfer. Im vergangenen Jahre fanden sechzig Tausen, meist erwachsener Leute, statt. Der Sonntagsgottesdienst ist stark besucht. Die Mission hat auch sechs Schulen, in denen mehreren hundert Wadshaggakindern die christliche Lehre erteilt wird. Eine Schule besteht auf der Mission; eine in Unter-Riboscho an dem Moschiwege, eine bei Häuptling Mlelia, eine in Nord-Riboscho an dem Madshamewege und zwei in Uru.

Pater Rohmer, welcher die Mission gegründet und so großartig angelegt hat, be-



Krieger des Sultans von Sikkofoko.

absichtigt in nächster Zukunft eine große Kirche zu bauen, denn die jetzige ist viel zu klein. Möge der liebe Gott diesem unermüddlichen Missionar, der seit acht Jahren ununterbrochen in Ostafrika arbeitet und soeben an der vierten Gründung ist (Bura in Teita, Windthorst in Nilema, Mariahilf in Kiboscho, Fischerstadt in Kombo), die nötige Gesundheit verleihen, damit er vor seiner Rückkehr nach Europa auch dieses wichtige Werk des Kirchenbaues noch zustande bringe.

Nach zwölfstägigem Aufenthalt in Mariahilf verließen wir Kiboscho, um wieder nach Windthorst zurückzukehren. In Moschi trafen wir diesmal den Herrn Gouverneur, welcher vor zwei Monaten von Dar-es-Salaam aufgebrochen war und seither Usaramo, Ukami, Ufeguha, Nguru, West-Ufambara und Pare bereist hatte. Vor zwei Tagen war er in Moschi eingetroffen. Am Tage unserer Ankunft kam auch der englische Generalkonsul Sir Arthur Harding nach Moschi, um mit General Liebert eine Grenzangelegenheit zu besprechen. Auf eine Einladung des hochw. Herrn Bischofs versprachen ihm sämtliche Herren, am folgenden Tage in Windthorst einzutreffen.

Der folgende Tag war denn auch ein wahrer Freudentag für die Mission. Am Mittagstisch beteiligten sich zwölf Europäer, was doch in Inner-Afrika eine Seltenheit ist: der Bischof, General Liebert mit Referendar Dr. Bache, der englische Generalkonsul mit Dr. Macdonald, Hauptmann Johannes, Lieutenant Merker, Dr. Maurer, die Patres Schneider, Rohmer und Flic und Bruder Seraphin Brunner. Auch die Zöglinge hatten ihren Festtag. Nach dem Abendessen kamen die Knaben und Mädchen, um den Herrn Gouverneur zu begrüßen. Ein kleines Mädchen und ein Knabe überreichten ihm prachtvolle Blumensträuße. Das in der Veranda auf einer Estrade stehende Harmonium stimmte alsdann die Nationalhymne an und hinauf zum sternflimmernden Tropenhimmel erschollen die kräftigen Töne des mit Bravour vorgetragenen Gesanges „Heil Dir im Sieger-

franz“. — General Liebert war von dieser Scene sichtlich ergriffen. Er gab den Kindern sehr freundliche Worte und obendrein — und das beweist so recht, daß er die Neger schon durch und durch versteht — einen fetten Dschsen.

Der englische Generalkonsul hatte die Station schon am Nachmittag verlassen, um sich nach dem Himohügel zu begeben. Er hat dann den ganzen Grenzstrich vom Dschipe-See bis Leikitokitok verfolgt und die auf der Karte angegebene Grenze auch effektiv auf dem Terrain, durch Aufbauen von Steinhäusern, festgelegt. Der Herr Gouverneur brach am folgenden Morgen nach Maranyu auf. Auch der Herr Bischof sollte gegen alles Erwarten schon nach einigen Tagen die Station verlassen und nach der Küste zurückkehren. Er hatte sich zwar vorgenommen, längere Zeit in den schönen Kilimandscharobergen zu verweilen. Doch er zog sich eine Erkältung zu und bald zeigten sich die ersten Symptome einer bössartigen Dysenterie. Unter diesen Umständen war es besser, schnell nach der Küste zurückzukehren, wo doch das Klima viel trockener ist.

Ich begleitete den Herrn Bischof noch eine Strecke. Auf dem Saume der letzten Felder angekommen, drückte mir mein Oberhirt die Hand und sagte: „Lieber Pater, mein Zustand verlangt, daß ich schnell nach der Küste zurückkehre, Sie aber können noch hier bleiben. Bereisen Sie die verschiedenen Landschaften am Berge und so sich irgendwo die Verhältnisse als günstig erweisen, wählen sie das Terrain für eine neue Gründung: Fischerstadt soll sie heißen zum dankbaren Andenken an meinen hochverehrten Konsekrator Dr. Fischer, Weihbischof in Köln.“ Nach diesen Worten wendete sich der Bischof nach dem Berge zurück, warf einen letzten Blick auf das schillernde Haupt des Kibo und schritt dann hinein in die weite, sonnenverbrannte Steppe. Ich ging mit dem mir gewordenen Auftrag den Berg wieder hinauf, zurück nach Windthorst. —

#### IV. Kapitel.

### Besteigung des Berges.

Im Urwalde. — Ueberfall und Lebensrettung. — Elefanten in Sicht. — Drei kalte Nächte. — Unmittelbar unter dem Kibo und Kimarwenje. — Rückkehr zur Mission.



Schon seit einigen Tagen hegte ich den Wunsch, doch auch einmal den Aufstieg zum Berge zu unternehmen. Dieser Wunsch war schon in mir aufgestiegen an jenem unvergeßlichen Tage, wo mir das seltene Glück blühte, von der Matatehöhe (in Teita) aus die blendende Schneehaube des Kibo zum ersten Mal zu sehen. Auch seither, wenn ich bei Sonnenauf- oder -Niedergang das Naturwunder von der Ebene aus betrachtete, erfaßte mich immer wieder ein geheimes Sehnen, dasselbe aus nächster Nähe zu beschauen. Diesem Drang nicht länger widerstehend, benutzte ich die letzten schönen Tage — wir standen nämlich an der Schwelle der Regenzeit, in der es unmöglich wird, im Urwalde zu verweilen —, um den Berg zu erklettern. Bewaffnet mit Bergstock und Bergschuhen, versehen mit einem kleinen Zelt und begleitet von einigen Trägern, die für vier Tage Lebensmittel trugen, schritt ich hinaus in den schönen Märzorgen.

Noch dämmerte es unten im Thale. Doch bald rötete sich die Schneekuppel des Kibo unter den Strahlen der aufgehenden Sonne. Rüstig schritt ich den oft steilen Pfad aufwärts durch die Felder der Eingeborenen.

Nach ungefähr zwei Stunden erreichte ich die obere Grenze der Pflanzungen. Hinter mir lag das Flachland von Kilema, ein weiter, üppiger Bananenhain. Vor mir dehnte sich ein Buschstreifen aus und bildete einen natürlichen Uebergang zwischen den Feldern und dem Urwald. Rasch war auch dieser Buschwald durchschritten. Wir standen am Saume des Gürtelwaldes. Mit einem wahren Freudenschauer betrat ich das Innere des dunklen Waldes; denn mit der Betretung dieses Urwaldes hatte sich ja auch wieder ein Teil meines Jugendtraumes verwirklicht.

Wie oft als Knabe und Jüngling träumte ich von solchen großartigen, außergewöhnlichen, fremdländischen Scenerien, wie ich sie seit einiger Zeit bewundern konnte! Lag ich als Knabe mit der Fischangel am Ufer eines Baches oder Weihers, so sehnte ich mich nach dem fernen, unendlichen Meere. — Kam ich auf einem Spaziergang durch den beim heimatlichen Dorfe gelegenen Buchenwald, so träumte ich von tropischen Urwäldern, in denen unzählige Affen, Büffel und Elefanten ihr Unwesen treiben. — Führte mich der Weg über die weiten, am Rhein gelegenen, nur mit Weidengebüsch durchschnittenen Wiesenflächen, so eilte ich auf den Flügeln der Phantasie hinüber in jene unermesslichen, sonnenverbrannten, nur von Giraffen und andern Wildheerden durchstreiften Steppen. — Amüsierten sich meine Schulkameraden



Wasserfall am Fuße des Kilimandscharo.



Riesen-Kreuzwurz im Kilimandscharo-Gebirge.

mit Schneemann, Schneeballen und Schlitten, so dachte ich an die märchenhaft klingende Aussage des Lehrers, nämlich, daß es drüben, im glutheißen Tropenland, einen himmelhohen Berg gebe, der mit ewigen Eis- und Schneefeldern bedeckt sei. — Was dem Knaben und Jüngling nicht ver önnt war zu sehen, sollte dem Mann nicht vorenthalten bleiben. Stand ich ja beim Betreten des Urwaldes im Begriff, wieder einen Teil meines Jugendtraumes verwirklicht zu sehen.

Bonnige Gefühle durchwogten meine Brust und angefichts des erstaunlichen Pflanzenwuchses von Bewunderung hingegriffen, schritt ich weiter auf dem schmalen Waldpfade. Die Natur spielt hier gleichsam mit der Erzeugung mächtiger Baumriesen. Zwischen den schlanken, fast immer 30 und 40 Meter hohen Stämmen wuchern in buntem Gewirr breitblättrige Riesenstauden, blühende Gesträucher, Orchideen, Farnwedel, Scharozerpflanzen und Schlinggewächse aller Art. Der Boden selbst ist förmlich eingehüllt in ein grünes Sammetgewand schwellender Moose.

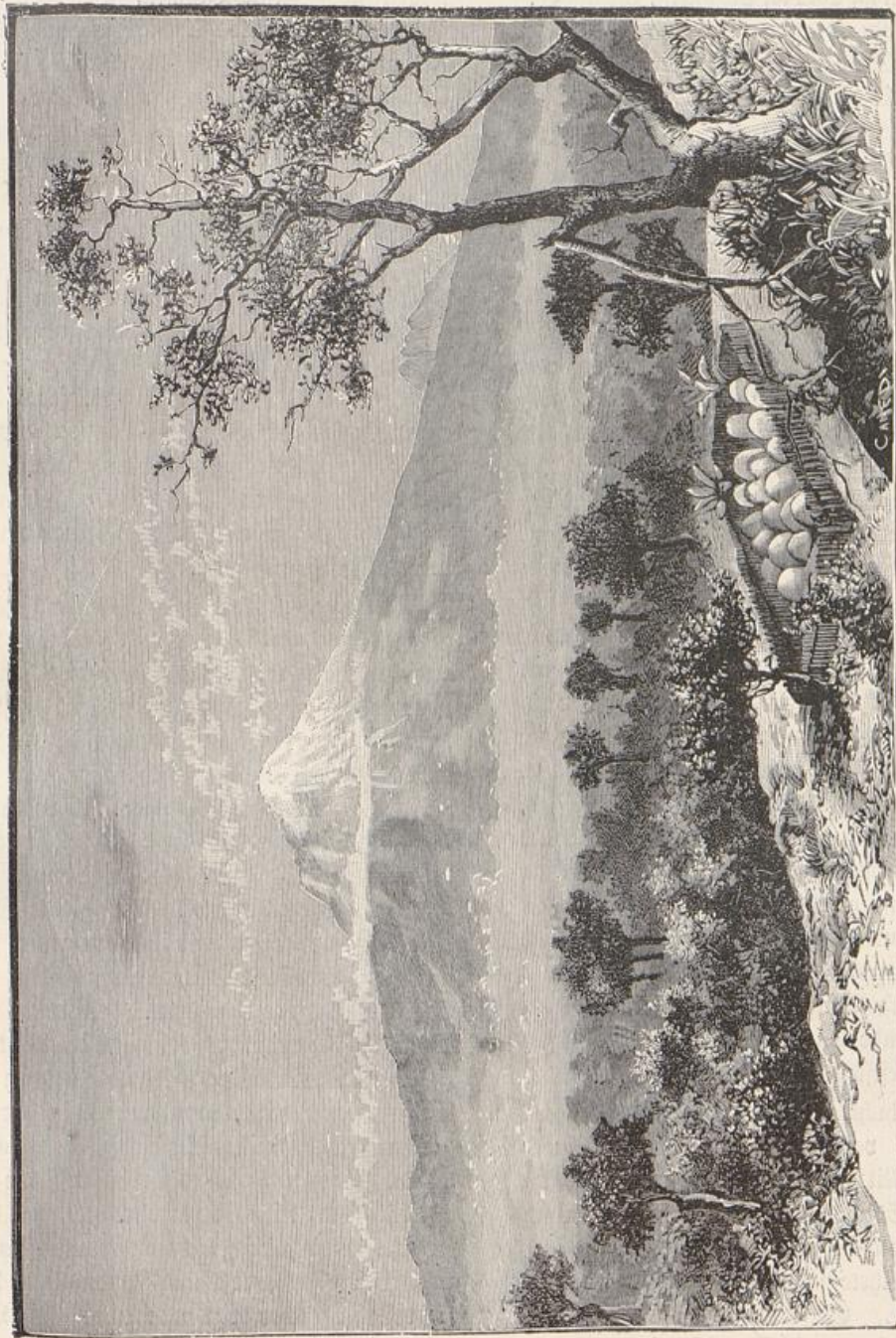
Langes, bräunliches Moos umhüllt auch Baum, Ast und Zweig. Dieses Moos flattert oft in langen Streifen und breiten Fetzen um die Bäume und gleicht so bald feinen, schaukelnden Guirlanden, bald grünsammetenen wallenden Vorhängen. — Nur spärliches, vages Dämmerlicht zittert in tausend Farben durch die dichten Wipfel und Laubmassen.

Bei all dem mannigfaltigen, kraftstrotzenden Pflanzenleben, das sich um mich herum entfaltet, wäre es mir dennoch am Ende in diesem dunklen Walde fast unheimlich geworden. Nach der ersten Bewunderung des üppigen Pflanzenwuchses überkam mich bald das Gefühl, als ob dem Walde dennoch etwas fehle. Dieses Gefühl verstärkte sich, je weiter ich vorwärts schritt. Ursache dieser melancholischen Stimmung war zweifelsohne die Totenstille, welche ja immer über dem weiten Walde brütet. Kein Insekt zerstreute das Ohr durch fröhliches Summen. Kein Vogel

erfreute das Herz durch muntere Melodien. Schweigend und nachdenklich zog ich weiter.

Da auf einmal ertönte hinter mir ein durch Mark und Bein dringender Schreckensschrei. Ich fuhr aus meinen Träumereien auf und wollte mich umbdrehen, um zu sehen, was geschehen sei. Aber ein baumlanger Adorobo hatte mich schon am Hals gefaßt und rückwärts zu Boden geworfen. Ich suchte ihn mit Händen und Füßen abzuwehren und mein Gewehr zu ergreifen. Einige andere herbeigesprungene Träger hielten aber mein Gewehr fest und schrieten mich wütend an, natürlich immer in Kimassä, einer Sprache, die ich nicht verstehe. In einem Augenblick verstand ich meine furchtbare Lage. Diese scheußlichen Kerle wollten mich hier im einsamen Wald aus dem Leben schaffen und mit meinen armen Habseligkeiten in die Steppe fliehen. Glücklicherweise kam auf das Geschrei hin mein Küchenjunge im Sturmschritt herangelaufen und bat mich, den armen Leuten nichts anzuthun, sie hätten mir ja das Leben gerettet. Ich war von dem plötzlichen Vorfall verblüfft und verstand kaum den Jungen. Als dieser aber dicht neben mir eine höllentiefe Elefantengrube aufdeckte, ward mir die Sache mit einem Male klar. Wenn ich nur noch einen halben Schritt gethan hätte, so hätte ich in der äußerst sorgfältig verdeckten Grube das Genick gebrochen. Mein Hintermann, ein Adorobo (bekanntlich die geschicktesten Elefantenjäger), hatte die Grube noch rechtzeitig bemerkt und anstatt einen Warnruf auszustößen, den ich ja doch nicht verstanden hätte, mich rückwärts zu Boden geworfen.

Nach diesem Zwischenfall ließ ich das Zelt aufschlagen. Bald kam der Abend und es fing frühzeitig an, dunkel zu werden. Ein wehmütiger kalter Schauer durchwehte den Urwald und schien auch einen Widerhall in meinem Herzen zu finden. Mich froh und ich wäre fast froh gewesen, zu Hause im warmen Bett zu sein. Ich setzte mich ans Feuer und starre träumerisch in den dampfenden Kochkessel. Da auf einmal kam



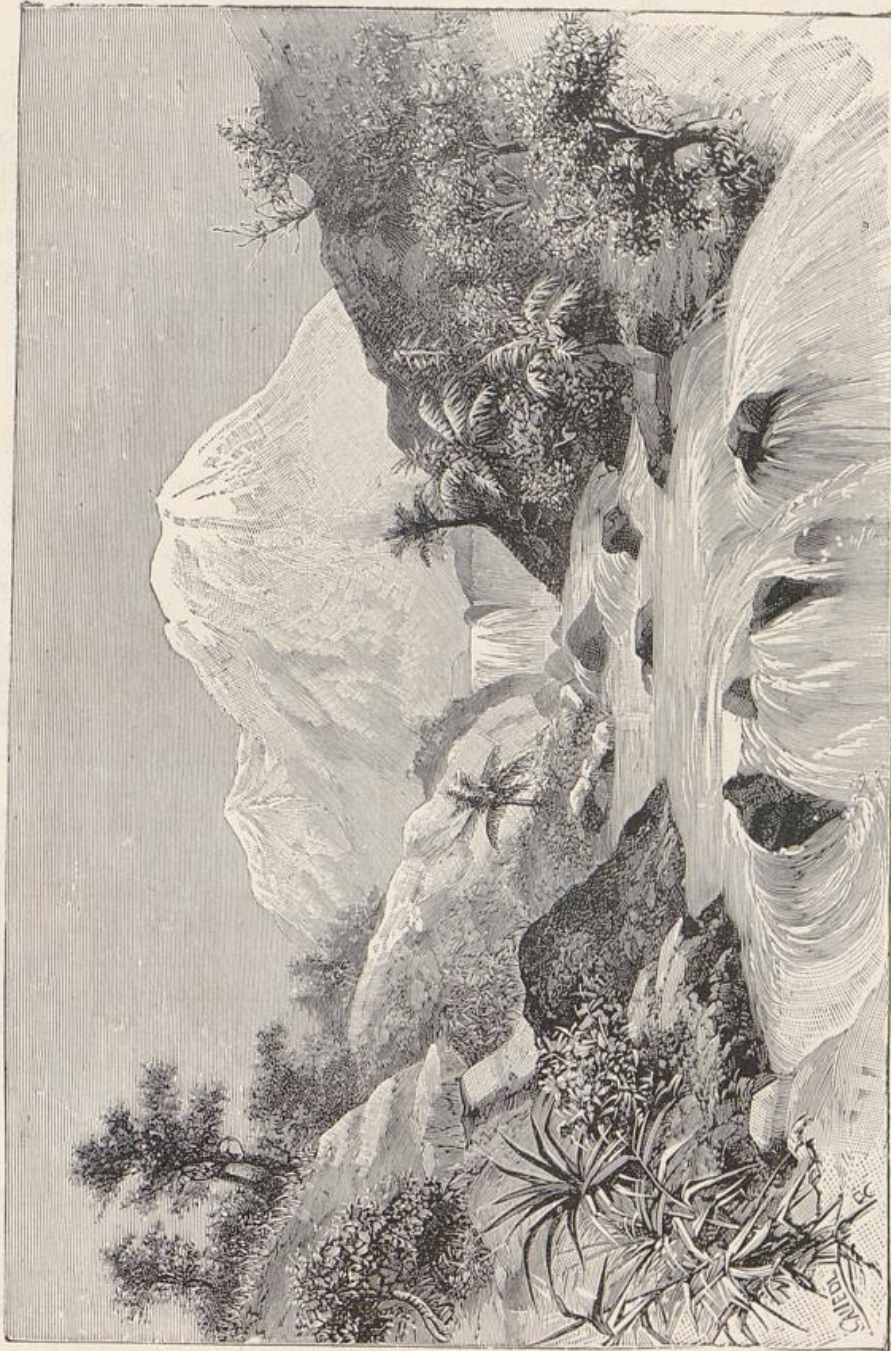
Der Sibo, von Massama aus gesehen.

ein Träger, der ein wenig bei Seite für die Unterhaltung des Nachtfeuers Holz gesammelt hatte, ganz außer Atem herangestürmt und schrie: „Tembo, Tembo, Elefanten, Elefanten!“ In einem Nu sprangen die um das Feuer hochenden Schwarzen auf und suchten ihre Rettung, einige in der Flucht, andere in meinem Zelt. Einer hatte im Aufspringen den Kochkessel ins Feuer umgeworfen, ein anderer war durch die Schreckensnachricht wie vom Schläge gerührt und blieb erstarrt am Boden liegen. Natürlich pochte auch mir das Herz an die Rippen, zumal ich mich von der Erregung des ersten Zwischenfalls noch nicht ganz erholt hatte. Der Ndorobo, der mich am Nachmittag zu Boden gerissen hatte, blieb kaltblütig neben mir stehen und hatte auch schon einen vergifteten Pfeil auf der Bogensehne liegen. Obgleich es schon dämmerte, sah ich dennoch ganz genau ungefähr achtzig Meter von mir auf einer lichten Stelle die mächtigen Umrisse eines großen Elefanten. Zwei Tiere hatten die Richtung schon verlassen. Das letzte schaute noch ein wenig herüber nach dem Feuer und verschwand dann auch im Walde. Es war der erste Elefant, den ich in der Freiheit gesehen hatte. Ohne gute Feuerwaffen, ja ich möchte sagen, ohne das neue kleinkalibrige Gewehr sollte sich der Europäer nie ans Elefantenschießen wagen. Eine gewöhnliche Mauserkugel kizelt dem Dickhäuter nur die Haut. Selbst mit Eisenkugeln geladene starke Vorderlader und Mauser- und Winchestergewehre haben keine durchschlagende Wirkung, wie ich es seither mehrmals feststellen konnte.

Diese Nacht, die ich fast an der oberen Waldgrenze verbrachte, war kalt und unwirtlich. Mit wahrer Freude begrüßte ich die ersten Sonnenstrahlen. Rasch nahm ich eine Tasse Kakao und griff zum Bergstock. Der Weg führte mich zuerst über eine gelbe Wiesenfläche. Es müssen da viele unterirdische Quellen vorhanden sein, denn obwohl wir noch in der Trockenzeit waren und schon lange kein Regen mehr gefallen war, quoll bei jedem Fußtritt das Wasser aus dem Boden.

Bald erreichte ich die eigentliche Waldgrenze. Vor mir dehnten sich weite, mit kurzem Gras bedeckte Wiesen aus. Hier erfreuen noch bunte Blumen, Bienen, kleine Schmetterlinge und Schwalben das Auge. Jedenfalls war ich froh, den dunklen feuchten Urwald hinter mir zu haben. Nach einer Viertelstunde gelangte ich auf den sogenannten Useripfad. Es ist das ein kleiner Verbindungsweg zwischen dem Westen (Kibonoto, Madshame, Kiboscho) und dem Osten (Rombo, Useri). Selbst in Kriegszeiten bleibt dieser Pfad neutral und kann auf demselben Handel und Verkehr fort dauern. Rechts unweit des Pfades zeigte man mir den Hain, wo Sultan Meli, der Nachfolger Mandaras, jedes Jahr einen Ochsen schlachtet, — es ist das ein Opfer zu Ehren seines Stammvaters, der, wie er glaubt, von diesem Berg herunter nach Moschi kam und daselbst seinen dauernden Wohnsitz aufschlug.

Wir überschritten den Pfad und weiter ging es nordwestlich bergauf. Einen Pfad giebt es nicht mehr. In den zwischen den Bergrippen sich hinziehenden Schluchten stehen von Zeit zu Zeit noch Waldparzellen. Noch höher sah ich in den Kinnfalten nur noch spärlich Busch und Gestrüpp. Die Haidesträucher, die unten an der Waldgrenze baumartig waren, erreichen hier nur noch eine Höhe von circa 30 Etm. Die grüne Grasdecke verschwindet allmählich, um nur noch fingerlangem Haidekraut, Lavablöcken und Skorien Platz zu machen. Gegen 3 Uhr nachmittags erreichte ich todmüde den Plateaurand. Ich war höher geklettert, als ich mir vorgenommen hatte, und mußte in der folgenden Nacht meine Unbesonnenheit schwer büßen. Natürlich gab es in dieser Höhe kein Wasser und kein Holz mehr. Wasser hatte ich in einer verschließbaren Kanne mitgenommen; auch zwei kleine Lasten Holz hatte ich bei mir. Aber was war das? Die Leute froren jetzt schon an Mark und Bein und hätten gewünscht, die ganze Nacht hindurch ein Höllenseuer zu haben. Ich erinnerte mich, daß früher mehrere Schwarze unter gleichen



Ein Blick auf den Sibö.

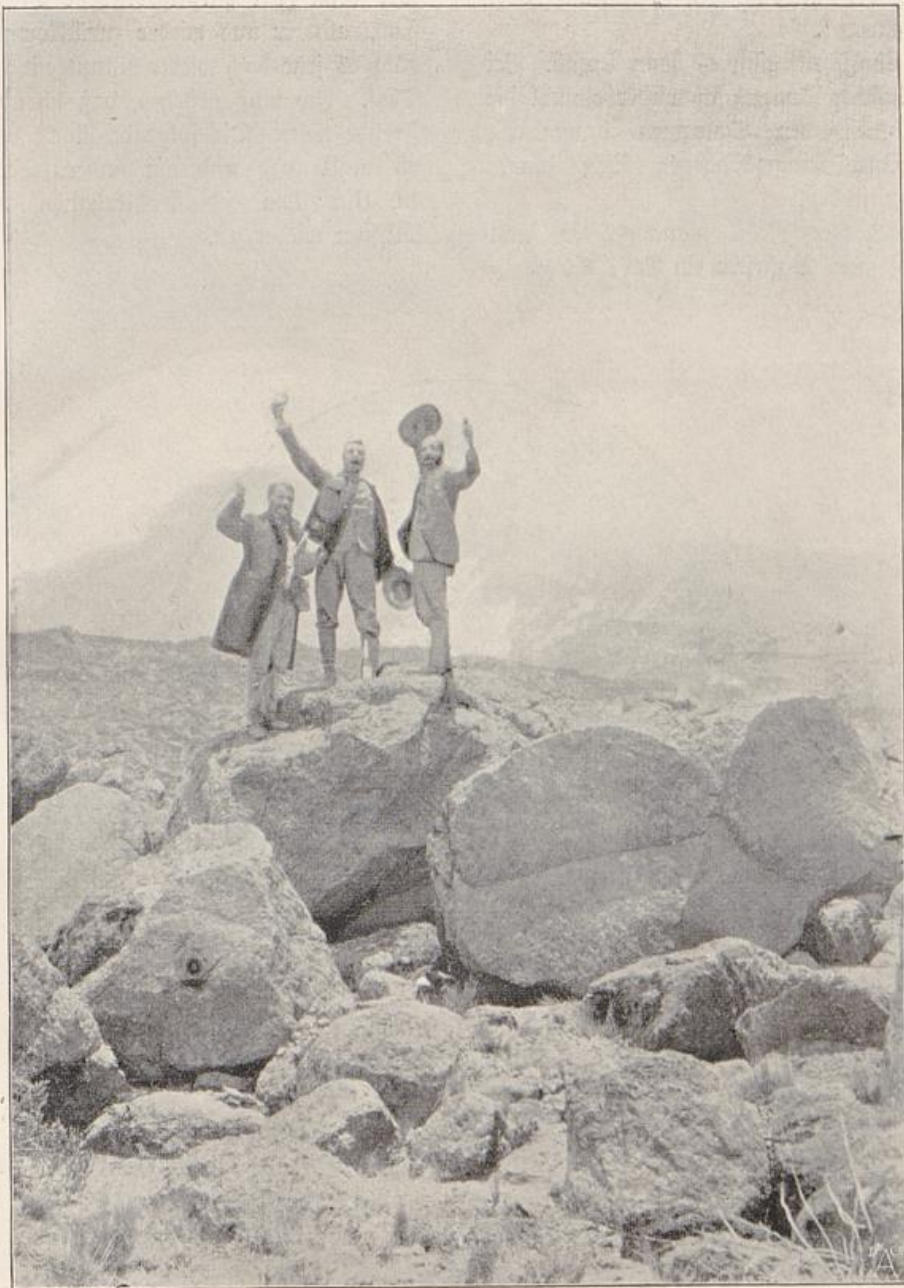
Verhältnissen vor Kälte erstarrten. Ihr Tod gleicht dem Tod durch Hitzschlag, der den Europäer trifft. Es stellt sich nämlich auf einmal Verwirrung der Sinne ein, und der betreffende Mann fällt tot um. Um keine Verantwortung auf mich zu laden, schickte ich sämtliche Leute bis auf zwei zurück. Sie sollten weiter unten übernachten. Zelt und Decken hielt ich bei mir. Ich pflanzte darauf auf einer Anhöhe ein von unten mitgenommenes Holzkreuz auf, schmückte dasselbe mit auf den untern Waldwiesen gepflückten Immortellen und andern Blumen, und vor dem einfachen Kreuz knieend betete ich ein „Vater unser“ für die Wohlthäter unserer Missionen.

Als ein wenig vor Sonnenuntergang der über den Berg ausgebreitete graue Nebelschleier sich lüftete, genoß ich ein unvergeßliches Schauspiel. Hinter mir lagen im grauen Gewirr Hügel, Schluchten und Thäler; weiter unten die gelben Wiesenstreifen und das blaue Band des Gürtelwaldes; noch weiter die saftiggrüne Kulturzone, an die sich die unendliche graue Steppe anreihete. Von dem Panorama aber, das unmittelbar vor meinen Augen lag, mag ich nicht sprechen, die Worte fehlen mir dazu.

In Sonnengold getaucht, blickte der dicht neben mir sich majestätisch erhebende Schneeriefe Kibo auf mich herüber: ein ehrfurchtgebietender Greis mit weißem, wallendem Haupt- und Barthaar. Dunkelblau und violett schimmerten die Risse und Furchen zwischen den funkelnden Schneewänden. Die schwarzen, scharf hervorragenden Spitzen des Mawenzi und die mit Firnschnee bedeckten Eisjocher des Kibo hoben sich am tiefblauen Himmel in unbeschreiblicher Farbenpracht ab. In Gegenwart dieses unbeschreiblichen Schauspiels breitete der Bergzauber seine glänzenden Schwingen über mich, eine unsägliche Flut wonniger Empfindungen durchwehte meine Seele, ein bis dahin unbekanntes Rauschen und Klingen durchströmte mein Herz und freudetrunken mußte ich ausrufen: Wie schön, wie schön!!

Bald kam der Abend. Da er mir in freier Luft zu kalt war, kroch ich frühzeitig in mein Zelt, das ich sorgfältig verschloß. Meine zwei Begleiter, von denen ein jeder wollene Decken erhielt, durften während dieser Nacht das Zelt mit mir teilen. Ich konnte jedoch nicht zum Schlaf kommen. Kopf und Schläfe schmerzten mich zu sehr. Ob es die Folgen der Kälte oder der Bergkrankheit waren, kann ich nicht bestimmen. Als ich gegen 9 Uhr noch ein wenig Thee kochen lassen wollte, war das Wasser in der Kanne schon gefroren. Die ganze Nacht hindurch litten ich und meine zwei Leute furchtbar an Kälte und wir waren herzlich froh, als der Tag anbrach.

Ich schnürte meine Bergschuhe an, griff zum Bergstock und kletterte, begleitet von einem der zwei Träger, rüstig vorwärts. Der Kamm des Sattelplateaus war bald erreicht. Nun ging es links über Stein- und Lavafelder dem roten Mittelhügel zu. Bald nachher gewahrte ich auch in den Rissen und Spalten die ersten Schneeflecken. Der seltenen Freude, hier im tropischen Afrika einen Schneeball zu machen, konnte ich natürlich nicht widerstehen. Nach großer Anstrengung erreichte ich die dem roten Mittelhügel nahe gelegene Bergrippe. Ich drang noch ein wenig weiter vorwärts. Bald darauf stellte sich ein feines Schneegestöber ein. Auch vom Thale herauf kamen im Sturmschritt dicke Nebelwolken herangerannt. Meinem Führer, der sich bei dieser Bergtour sichtlich langweilte, war dieser Umstand sehr willkommen. „Laßt uns schnell umkehren,“ sagte er zu mir, „sonst kommen wir nicht mehr hier heraus.“ Wie sehr sich auch mein Wille gegen den Rückzug sträubte, ich sah doch bald ein, daß in diesem Nebelmeer ein Fortkommen, wenn nicht unmöglich, so doch recht gefährlich wäre. Uebrigens würde ich doch nicht mehr viel weiter gekommen sein. Nur Felskletterer von Natur, geübte Alpinisten, mit Seil, Kletterschuhe und Eispickel (um in die oft senkrechte Gismauer Stufen einzuhauen) versehen, können es versuchen, die



Auf dem Sattel zwischen dem Sibo und Mawensi.  
(5200 Meter hoch.)

Spitze des Kibo zu erreichen. Die von mir erreichte Höhe, 5020 Meter, war immerhin sehr beträchtlich und übertraf bei weitem die Leistung der gewöhnlichen „Plateau- oder Sattelfletterer“.

Im Lauffschritt ging es dann bergab. Bei diesem Abstieg konnte ich wieder einmal die Geschicklichkeit der Schwarzen bewundern, einen einmal eingeschlagenen Weg immer wieder zu finden.

Obwohl der Nebel manchmal so dicht war, daß mein Begleiter ein Ende des Berg-

stocks ergreifen mußte, um mich so nach sich zu ziehen, so fand er dennoch ohne Schwierigkeiten den am Morgen eingeschlagenen Weg. Der beim Zelt zurückgebliebene Träger war froh, als er uns wieder zurückkommen sah; ging es jetzt doch wieder hinunter ins sonnige Thal. Ich muß gestehen, daß ich auch seine Freude teilte. Die folgende Nacht verbrachte ich im Urwald und am andern Tag gegen 11 Uhr kam ich wohlbehalten auf der Mission wieder an.



Insektensucher.

## V. Kapitel.

# Reise nach Osten über Marangu nach Kombo. Gründung von Fischerstadt.

Zu Marangu bei Häuptling Mareale. — Kinabo und seine Festung. — Die Kombo. — Auswahl des Platzes für die neue Mission. — Die ersten Anfänge.

 Schon nach zwei Ruhetagen griff ich wieder zum Wanderstabe. Diesmal galt es eine Reise nach den östlichen Dschaggabezirken zu unternehmen. Pater Rohmer war von Kiboscho herübergekommen, um die Reise gemeinschaftlich mit mir zu machen. Der gute Pater besitzt nämlich eine sehr reiche Afrikaerfahrung und kennt besonders die praktischen Bedingungen, die zur Gründung einer Missionsstation erforderlich sind.

Der Weg führte uns zuerst über die Landschaft Marangu. Dieselbe untersteht dem Häuptling Mareale. Wir statten dem jetzt allmächtigen Dschaggahäuptling einen Besuch ab. Mareale war immer ein Freund der Mission und hätte gerne eine Niederlassung unserer Patres bei ihm gesehen. Dann hätten doch wenigstens seine Leute arbeiten gelernt und er würde jetzt seinen großen Hausbau nicht mit Geld aufwägen müssen. Nun, was nicht ist, kann ja noch werden! Den alten Steinwall seiner Boma hat er niedgerissen und baut jetzt ein in großem Styl angelegtes europäisches Tropenhaus. Dieser Bau wird dem schwarzen Fürsten

wohl auf etwa 10000 Mark kommen. „Meine Ochsen werden wohl daraufgehen, nicht aber meine Häuptlingsmacht,“ äußerte sich der Mann mir gegenüber. „Mein Traum besteht eben darin, ein Haus zu haben wie du in Kilema, und dann von der Höhe der Veranda herab meinen zahlreich versammelten Wasoro (Krieger) zu sagen, das und das habt ihr zu thun.“ Wie gesagt, ist Mareale zur Zeit ein sehr einflußreicher Mann. Unterstehen ihm doch — wenigstens mittelbar — alle Landschaften von Moschi aus bis zum äußersten Uferi. Diese mächtige Stellung verdankt er seiner von jeher deutschfreundlichen Politik.

Eine Viertelstunde weiter östlich, dicht am Wege, liegt die Militär-Nebenstation Marangu. Feldwebel Lembke steht dort mit 22 Mann. Dank der zahlreichen, recht praktischen Arbeiten des genannten Feldwebels gewährt das jetzige Stationsgebäude einen sehr flotten Anblick. Auch der auf der rechten Seite des Weges gelegene, sorgfältig angelegte und gut bestellte Gemüsegarten macht Herrn Lembke Ehre.

In der Landschaft Mamba, die wir dann durchqueren, hat die protestantische Mission eine Niederlassung. (Dieselbe Gesellschaft hat noch eine Station in Moschi und eine in Madschame.)



281gr. Se Gloy am Gipfel des Mautenfi 1890.

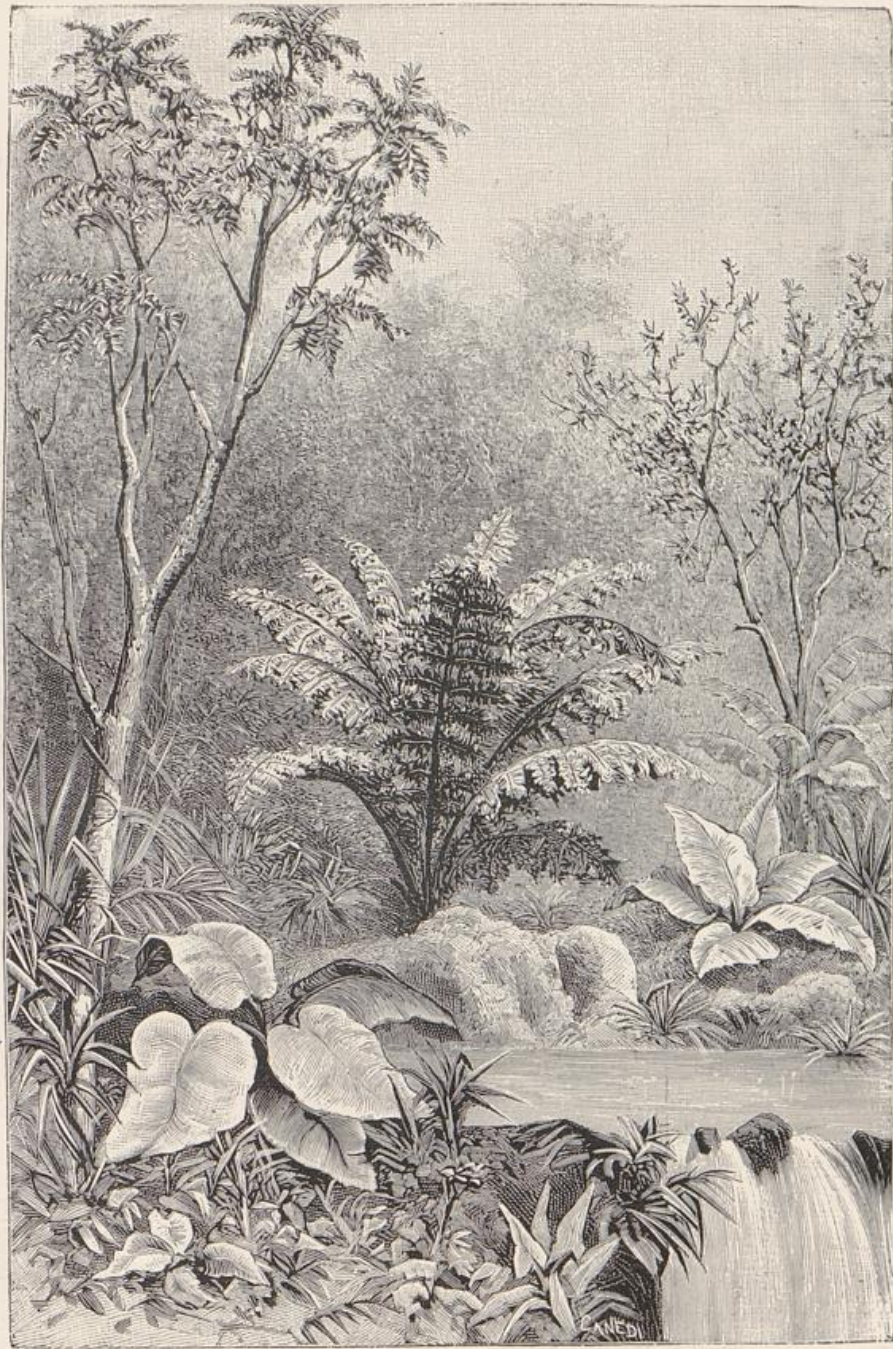


Auf dem Kilimandscharo, 4500 Meter hoch.  
(Errichtung eines Kreuzes dort, wo die heilige Messe gelesen wurde, 1898.)

Wir kamen dann durch drei andere kleine Landschaften, deren Häuptlinge sich Ngatschi, Tengia und Matschele nennen. Nach der großen Hügelkette, die sich vom Berge aus nach dem Dschalla-See ausdehnt, wird das Land auf einmal viel trockener. Gebirgsbäche sind keine mehr vorhanden und nur selten begegnet man Leitungsgräben. Jedoch ist die ganze Gegend stark bewohnt, besonders bei Kinabo, vor dessen Boma wir soeben ankamen. Alle Kilimandscharo-Reisende haben die Boma des alten Sinna in Kiboscho bewundert und sie als das stärkste Festungswerk am Berge gepriesen. Nun ist aber die Boma Sinna im Vergleich zu der von Kinabo nur ein Spielzeug. In seiner Boma kann Kinabo alle Leute und alles Vieh des Landes bergen. Auch sind innerhalb der Mauern Felder und hiermit Lebensmittel genug, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Die niederen Thore, welche die unzähligen, meist parallel laufenden mächtigen Steinwälle mit einander verbinden, sind so zahlreich, daß einem beim Eingang zur Festung vom wiederholten Bücken Hals und Rücken sehr wehe thun. Fremde verirren sich immer wieder in den Seitengängen und finden überhaupt nicht mehr den Weg, der sie zur Boma hinausführt. Kein Zweifel, hier in diesem Teile von Dschagga hat ein intelligenter, starker Volksstamm gewohnt, der seit Jahrhunderten den anstürmenden Massaihorden und auch jedem andern Feinde einen stets erfolgreichen Widerstand leistete. Auch heute noch sind die Warombo nicht entartet und gelten immer noch als der mutigste Volksstamm am Berge. Der seiner Zeit so mächtige Sultan Mandara von Moschi konnte zwar die meisten Dschaggaländer unter seine Botmäßigkeit bringen, ja selbst den starken Sinna von Kiboscho zu Boden werfen; hier aber an den Komboleuten scheiterte seine Macht. Von einem ganzen großen Expeditionsheer, das er nach Kombo geschickt hatte, entkamen nur noch einige Krieger durch die Flucht, um ihrem stolzen Fürsten die Nachricht der Vernichtung seiner Truppe zu melden. Auch

eine Kriegstruppe der Wateita fand auf den Feldern von Kombo ihr Grab. In der letzten Expedition gegen die wilden Waruscha zeichneten sich die Kombofrieger vor allen andern Dschaggaleuten aus.

Kinabo, der Häuptling dieses Teiles von Kombo, ist ein kluger, sehr guter Mann und war den Europäern immer sehr zugethan. Lage, Land und Leute gefielen uns hier so sehr, daß wir uns entschlossen, am folgenden Tage dem Häuptling unser Vorhaben mitzutheilen, bei ihm eine Missionsniederlassung anzulegen. Kinabo (er wird jetzt allgemein *Mindi* genannt) war über unsern Vorschlag sichtlich erfreut und versprach, uns bei der Anlegung der Station in jeder Hinsicht behilflich zu sein. Als Terrain für die zu gründende Mission Fischerstadt wurde eine ungefähr acht Minuten oberhalb der Boma liegende Anhöhe ins Auge gefaßt. Das Landschaftsbild, das sich von dieser Anhöhe aus vor dem entzückten Auge entfaltet, ist wundervoll. In weitem Halbkreise folgt das Auge zuerst den dunklen Waldstreifen, welche den Lumi und Tsavo einfassen, bleibt dann einen Augenblick haften auf dem Taveta-Wald und auf einer Ecke des silberhell schimmernden Dschipe-Sees. Weiter im Hintergrund entdeckt es die Umrisse der Usambaraberge, gleitet dann an den steilen Wänden des Pare- und Ugwenogebirges entlang und wird endlich durch den nahe gelegenen, unbeschreiblich schönen Dschalla-See gefesselt. Unmittelbar im Norden liegt der finstere, wild zerrissene Mawensi und dahinter türmt sich in majestätischer, Ehrfurcht einflößender Mächtigkeit und stiller Ruhe der Schneedom des Kibo empor. Vor ihm bleibt der wilde Massaikrieger der Steppe bewundernd stehen. Auf seine Lanze gestützt, läßt er sein Falkenauge an den funkelnden Schneewänden hinaufgleiten und auf dem schillernden Haupte haften; und nach einer Weile stummer Bewunderung murmeln seine Lippen die Worte: „Engaddi en Ngai“, „das ist das Haus Gottes, da muß das höchste Wesen thronen.“ —



Vegetation am Kilimandscharo.

Nach der Verabreichung der Geschenke stellte uns Kinabo ein Haus zur Verfügung, wo wir gleich Schulunterricht erteilen konnten.

Drei Monate sind seither verflossen. Die Station Fischerstadt besteht jetzt aus einem in Suahilstyl ausgeführten Wohnhause (zwei Zimmer, ein Magazin und einen Raum

umfassend), einem kleinen, ebenfalls mit Stroh bedeckten Hause, das vorläufig als Kapelle dient, einer Unterkunftsstätte für die Zöglinge und einer Schule, in welcher etwa achtzig Schüler regelmäßig den Unterricht besuchen. Zwei im Bauwesen erfahrene Missionare sind zur Zeit auf der Station mit der Heranschaffung des Materials für den größeren,



Urwald am Kilimandscharo.

definitiven Bau eines Wohnhauses und einer Kirche beschäftigt. Freunde von „Fischerstadt“, an Euch ist es, durch Eure wohlwollende Unterstützung die Ausführung der definitiven Gebäude der neuen Niederlassung zu beschleunigen. Fischerstadt ist unsere dritte Station am Berge. Fischerstadt (in Rombo) im Osten, Windthorst (in Kilema) in der

Mitte und Mariahilf (in Riboscho) im Westen werden jetzt auftreten wie drei starke Schwestern, die sich gegenseitig unterstützend die Hände reichen und die so interessante Bevölkerung des wunderschönen Berges mit dem unzerreißbaren Band des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe umschließen.

## VI. Kapitel.

# Ein Monat aus meinem Tagebuche in der Mission Windthorst.

Rosenkranzfest. — Vier Trauungen. Was die Aussteuer junger Eheleute kostet. — Die Schule in Kirna. — Wichtigkeit der Katecheten. — Gründung einer Schule bei den Buschleuten. — Dürre und Wettermacher. — Sandflöhe; ein Mittel dagegen. — Anbetung des allerh. Sacramentes.

1. Oktober 1898.



Wir beginnen den Rosenkranzmonat. Im Abendgottesdienste erkläre ich den zahlreich erschienenen Schwarzen, warum der hl. Vater der Papst allen Katholiken der Erde das Beten des Rosenkranzes während dieses Monats ganz besonders empfehle.

Das Abbeten des Rosenkranzes in allen unsern Missionen geschieht auf folgende Weise:

Die ganze Epistelseite — also Männer, Jünglinge und Knaben — betet vor, die Evangelienseite — d. i. Frauen, Jungfrauen und Mädchen, betet nach. Nach dem Rosenkranz werden zwei Strophen eines Muttergottesliedes gesungen und zwar in der Kisuaheli-Sprache. Darauf findet das gemeinschaftliche Abendgebet statt.

Wie ergreifend, ja geradezu hinreißend ist es, so eine ganze Christengemeinde mit voller kräftiger Stimme beten oder singen zu hören!

2. Oktober. — Rosenkranzfest. — Wohl tausend Eingeborene waren für den feierlichen Sonntagsgottesdienst herbeigeströmt.

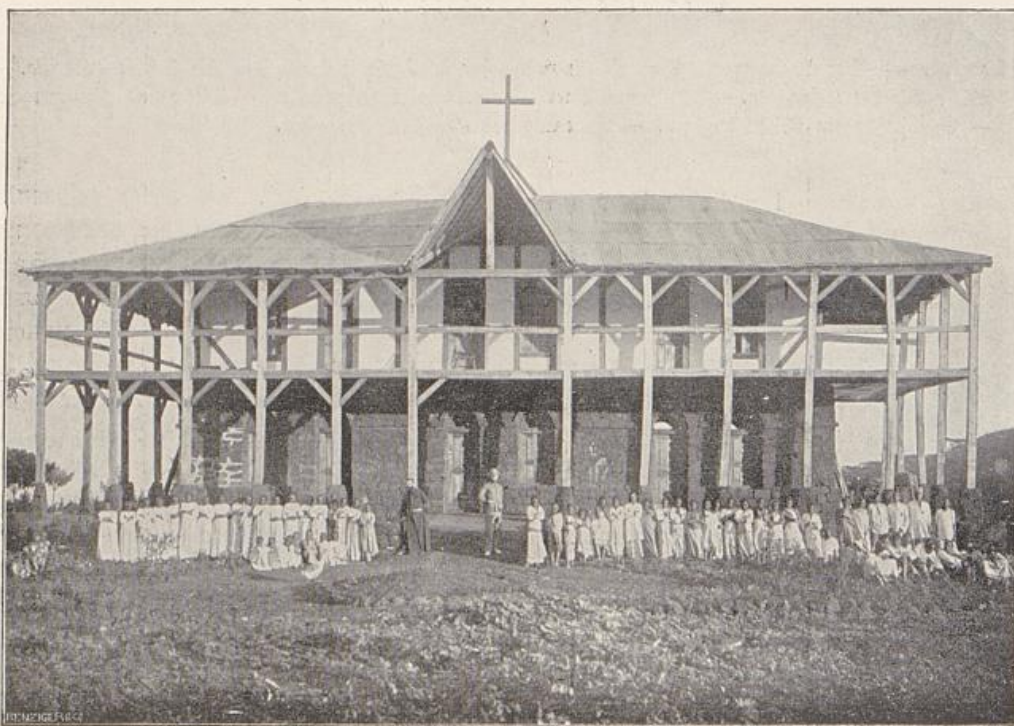
Es ist unglaublich, mit welcher gespanntem Interesse die Schwarzen die verschiedenem Ceremonien so eines feierlichen Hochamts verfolgen! Afrikanische Missionäre sollten das nie vergessen und nicht zu leicht sich mit einer Stillmesse begnügen. Ich weiß es allerdings aus Erfahrung, wie äußerst anstrengend es in Afrika ist, ein Hochamt abzuhalten, zu predigen und nach dem Gottesdienst oft noch die Katechumenen zu unterrichten. Ich weiß aber auch — und da wird mir wohl jeder Missionar beipflichten, daß jener natürliche Hang des Negers für Außerlichkeiten, insbesondere seine kindliche Freude an den Ceremonien unserer hl. Religion, die beste Handhabe ist, denselben zu fassen und seine Seele zu gewinnen. Hat nämlich der Schwarze unsern äußerlichen Kultus einmal liebgewonnen, so wird es dem erfahrenen Missionar leicht sein, denselben noch einen Schritt weiter zu führen und ihm die innerliche Notwendigkeit und Erhabenheit der christlichen Religion darzulegen.

4. Oktober. — Zwei Kombokleute kamen von Fischerstadt. Jeder trägt auf seinen Schultern die Hinterläufe erlegter Kongoni. Bruder Mathern war in der Steppe, um einen geeigneten Kalkplatz zu suchen, und bei dieser Gelegenheit ist es ihm gelungen, zwei dieser Tiere zu erlegen. Kein Tier kommt

in Ostafrika so häufig vor wie dieses. Tausende und abermals Tausende galoppieren in der um den Kilimandscharo gelagerten Steppe. Das Fleisch schmeckt vortrefflich. Die Hottentotten nennen das Tier „caama“, die Kaffern „likaama“, die Holländer „Hartebeest“; die Wilden Afrikas nennen es „Kongoni“ und die Gelehrten Europas heißen es „Acrnotus caama.“ (Kuhantilope).

9. Oktober. — Maternitas B. M. V. —

Zahlreiche Christen, besonders viele unserer Waisenmädchen, empfangen die hl. Kommunion und beweisen so ihre Liebe zur lieben Himmelsmutter. Von allen unsern Waisenmädchen haben nur wenige ihre Mutter gekannt. Arme Kinder! Kein süßes Mutterlächeln, kein warmer Mutterfuß hat sie beglückt! Kein Wunder, wenn sie sich wie instinktiv zu ihrer himmlischen Adoptivmutter hingezogen fühlen!



Mission Windthorst in Silema.

10. Oktober: Heute habe ich die Freude, vier Ehen unserer größeren Jungen einzusegnen. Die acht jungen nun verheirateten Leute gehören dem Massai Stamm an und wurden während des Hungerjahres von der Mission einem sichern Tode entrissen. —

Wie bekannt, herrschte im Jahre 1890 eine schreckliche Seuche unter den zahlreichen Herden des Nomaden- und Hirtenstammes der Massai. — Glückselig und zufrieden durchzogen die großen Massaischaren die Steppen

Ostafrikas. Da auf einmal hielt die alles verheerende Krankheit ihren Einzug in die Massaikraale. Innerhalb weniger Monate starb fast sämtliches Vieh. Tausende von Kadavern bedeckten die Steppe. Man denke sich die wilde Verzweiflung der armen Leute, deren einzige Nahrung bis jetzt Milch und Fleisch war. Von Hunger getrieben stürzten sie sich auf die verwesenden Kadaver. Krankheit und Tod waren die Folgen dieser abscheulichen Nahrung. Ganze Kraale starben

aus. Die Ueberlebenden suchten ihre Rettung in den benachbarten Kulturländern. Noch einen letzten Blick auf den mit Kadavern gefüllten Kraal und dann drangen sie durch die tote Steppe, dem Kilimandscharo als dem gelobten Lande entgegen. Zahlreiche gebleichte Gebeine zeigen heute noch den Weg, den sie einschlugen. Tausende hatten den heimatlichen Kraal verlassen, aber nur wenige erreichten das ersehnte Ziel. Und in welchem

herzzerreißenden Zustande! Die Mission nahm dann ungefähr 150 gänzlich ausgehungerte Kinder auf. Die Mittel erlaubten ihr nicht, mehr zu thun. Trotz der zärtlichsten Pflege starben viele Kinder schon in den ersten Tagen. Sie hatten zu sehr gelitten; manche nahmen bei ihrer Ankunft auf der Mission mit großer Mühe eine Tasse Milch, um alsdann rückwärts zu fallen und den letzten Lebenshauch auszuatmen. Wenigstens konnte



Weibliche Böglinge in „Windthorst“.

man diese armen Kinder taufen und ihnen so die Thüre zu einem bessern Leben öffnen. — Zu den Geretteten gehören die heute verheirateten acht jungen Leute. Jahre hindurch hat die Mission sie genährt, gekleidet, zu brauchbaren Arbeitern und zu Christen herangebildet. Heute verlassen sie nun das warme Nest, um ein eigenes Heim zu gründen. Ihr Heiratsgut besteht aus folgendem:

1) Ein Stück Land, das ihnen von der Mission angewiesen wird und auf dem die

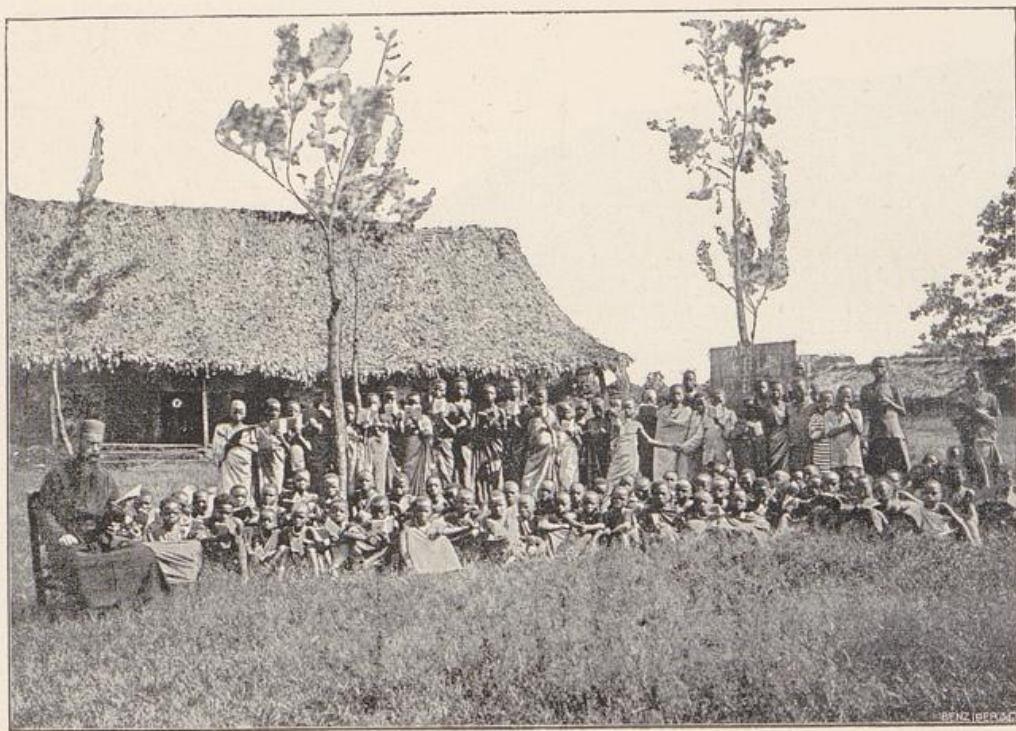
von dem Jungen in der letzten Zeit selbst gebaute Hütte steht. Dieselbe ist nach altem Massaibrauch nicht sehr groß; doch „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein traulich liebend Paar.“ So singt der Dichter und der Massai denkt ebenso.

2) Der Mann erhält ferner: einen Sonntagsanzug, zwei Werktagsanzüge, eine Decke (denn nachts ist es kalt hier), ein Beil, eine Hacke und fünf Rupies Geld (1 Rupie = 1,70 Mark).

3) Die junge Frau erhält ebenfalls Kleider, dazu einen Kochkessel und einen großen irdenen Krug, um am Bach Wasser zu holen; obendrein einige Nadeln mit etwas Faden. Alles in allem beträgt das gesamte Heiratsgut für Mann und Frau einen Wert von zwanzig bis dreißig Mark. Sollten sich Wohlthäter für dieses Aussteuerungswerk interessieren und diesen Betrag einsenden, so würde ich gerne näheres über das von ihnen

beglückte Paar mitteilen, eventuell auch Photographie desselben einschicken. —

13. Oktober. — Ein Eilbote bringt mir die Nachricht, daß ein junger mit dem letzten Dampfer in Sansibar eingetroffener Pater sich mit einer Karawane dem Kilimandscharo nähere. Es ist Pater Dürr, ein Elsässer, und für die hiesige Station Windthorst in Kilema bestimmt. Ich breche also auf, um den Pater, der im Vorbeigehen die neu-



„Knabenschule von „Windthorst“.

gegründete Station Fischerstadt auffuchen wird, in letzter Station abzuholen. —

14. Oktober. — In Fischerstadt begrüße ich die Patres Flicke und Dürr und Bruder Mathern. Wir unterhalten uns bis tief in die Nacht hinein; am folgenden Morgen gehe ich mit Pater Dürr nach Windthorst zurück. —

16. Oktober. — Der neu angekommene Pater hält das Hochamt ab; ich halte die Predigt und unterrichte die Katechumenen.

17. Oktober. — Heute besuchte ich mit

meinem Mitbruder die Schule in Kirua. Auf der mehr als 2000 Meter hohen Kiruahöhe machen wir eine kleine Rast. Dann besuchen wir die Schule und nachher den Häuptling Kitungati. Letzterer ließ sogleich ein großes Fettschwanzschaf als Gastgeschenk vorführen. Auch befahl er einem jungen Mann seiner Umgebung, uns auf dem Rückweg mit einem Krug Bier zu folgen. Das letzte Anerbieten lehnten wir jedoch ab, worüber der Häuptling sich sehr verwunderte.

Derselbe begründete seinen Vorschlag auf folgende Weise: „Hier zu Lande,“ sagte er, „gibt es viele Hügel und Berge, so daß man bei jedem Ausflug müde Knochen bekommt. Das beste Mittel aber jeder Ermüdung abzuwenden besteht eben darin, auf dem Gipfel eines jeden Hügels einen kräftigen Schluck Bier — zwei oder drei Liter — zu trinken. Ohne einen Krug Bier gehe ich nie aus“. Diese kleinen Herrscher verstehen es also auch, auf ihre Weise praktisch zu sein. —

Mit der Schule in Kirua bin ich recht zufrieden. Die Schule ist regelmäßig besucht und das ist einstweilen die Hauptsache. Durch den regelmäßigen Schulbesuch werden die Kinder mit dem Missionar bald vertraut und es bildet sich allmählich zwischen Lehrer und Schüler ein recht inniges Verhältnis. Das Kind begreift bald ganz natürlich, daß sein Lehrer ein ganz eigenartiger Europäer ist. Hat doch derselbe nicht seine ferne Heimat verlassen, um sich etwa als Händler zu bereichern, um die Tiere der Steppe zu jagen, um kost-



In der Missions-Werkstätte.

bare Steine zu suchen, sondern um ihn allerlei nützliche Arbeiten zu lehren und ihm den rechten Weg zur ewigen Glückseligkeit zu zeigen. Hat aber der Schwarze einmal das Wesen des Missionars richtig erkannt und fühlt er sich einmal zu ihm hingezogen, dann kann er schon als gewonnen gelten. Als bald wird er sich als Taufbewerber einschreiben lassen, wird auch mit Freude dem täglichen Unterrichte beiwohnen und mit ungeduldiger Freude den großen Tag erwarten. Leider stehen dem Missionar fast gar keine

Mittel zur Verfügung, um den von Katecheten gehaltenen Schulen die gewünschte Ausdehnung zu geben. Einer unserer Missionäre, der fast vierzig Jahre in Afrika weilt, hat mir einmal gesagt: „Einen Katecheten unterhalten ist soviel, als der katholischen Kirche jährlich mindestens 25 Neuchristen zuzuführen.“ Ich kann diesen Satz nur bestätigen, zugleich aber auch der Klage Ausdruck geben, daß es so verschwindend wenig Katholiken giebt, welche gerade diesem einzig wichtigen Werke ihr

Augenmerk zuwenden. — An häufigen und detaillierten Berichten soll es den Wohlthätern, welche einen Katecheten unterhalten wollen, nicht fehlen.\*)

17. Oktober. — Heute besuchte ich die Schule von Lombeda in Oberkilema. Vor neun Monaten dachten die Wamsitu (d. i. Buschleute, weil sie den dem Urwald vorgelagerten Busch bewohnen) noch nicht an eine Schule. Auch wurde mir bei meiner Ankunft gesagt, bei den Wamsitu würde sich einstweilen noch nichts Regelmäßiges erzielen lassen; sie seien noch zu wild und ständen

den Europäern noch zu fern. Ich aber dachte, ein Versuch könne nicht schaden, und begab mich in den Busch. Ich versammelte die angesehensten Buschleute und teilte ihnen mein Vorhaben mit. Gegen alles Erwarten kamen sie mir sehr bereitwillig entgegen und es wurden in dieser Versammlung zwei Beschlüsse gefaßt, die recht buschmännisch klangen:

1) Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang wird mit dem Bau des Schulhauses begonnen werden; alle Buschmänner werden mithelfen; am Abend muß das Haus fertig sein.



Kirchenchor der Missionszöglinge.

2) Den Tag nachher werden sämtliche Kinder der Buschleute zum Religionsunterricht kommen.

Ich war nicht wenig überrascht von dem parlamentarischen Schneid dieser urwüchsigen Gestalten. Da aber bei den Negern Versprechen und Halten zweierlei ist, sah ich dennoch mit einem gewissen Mißtrauen den folgenden Tagen entgegen. Aber zur Ehre der Buschleute sei es gesagt, sie hielten ihr Versprechen aufs Wort. Die

Schule blüht und jeden Tag strömen aus allen Richtungen des Busches mehr als zweihundert Kinder zum Religionsunterricht heran.

21. Oktober. — Heute besuche ich die in Unter-Kilema bei Häuptling Fumba angelegte Schule. Fumba hat, wie bekannt, Blutsbrüderschaft mit unserm Herrn Generalobern geschlossen. Sehr oft, so auch heute wieder, fragt er mich, ob es seinem Bruder in Europa gut gehe. „Sage ihm,“ fügte er hinzu, „eine gute wollene Decke wäre mir sehr willkommen; sage ihm auch, wenn er Honig, Milch oder Fleisch braucht, so soll er mir es nur sagen lassen, denn ich will

\*) Dies gute Werk ist schon wiederholt in „Kreuz und Schwert“ empfohlen worden.



P. Hochmer und seine Böglinge sägen Holz im Urwalde,

nicht, daß er sich vor Hunger den Bauch zuschnüren muß.“ — Ich versprach dem alten Fumba, seinen Auftrag an seinen Blutsbruder gelegentlich zu erledigen.

Der Vater von Fumba war für eine Zeit der tüchtigste Häuptling am Berge. Seine glänzenden Waffenthaten stehen noch heute lebhaft im Gedächtnis der Wadschagga. Bei seinem Tode erbte sein Sohn Fumba wohl die zahlreichen Ochsen — mehr als zweitausend — nicht aber das Feldherrntalent und die Staatsklugheit seines Vaters. So geschah es, daß er im Laufe der Zeit viel von seiner Autorität einbüßte. Heute lebt er ruhig und zurückgezogen in einer Ecke seines Landes. Immer volle Fleisch- und Viertöpfe trösteten ihn auch über den Verlust seines stark eingebüßten Ansehens.

Neben dem Hause des Häuptlings liegt eine Schule. Wie gewöhnlich verlese ich auch heute die Namen der Schüler. Aus 134 Kehlen tönt mir ein kräftiges „hier“ entgegen. Nachdem ich den Schülern einen Punkt der christlichen Lehre erörtert hatte, führte mich der Häuptling wie immer unter die Wachthalle, um mir einen Becher frischen Bieres anzubieten.

Die Wachthalle ist hier am Kilimandscharo ein sehr wichtiger Platz. Dieselbe liegt immer dicht neben dem Residenzgebäude und bildet meistens dessen Vorhof. Hier ziehen jeden Abend — auch jetzt noch — bei Sonnenuntergang die Wachtposten auf. Es sind das etwa zwanzig bewaffnete Wasoro (Krieger), deren Treue bewährt ist. — Es ist das uralte Brauch der Wadschagga, um einem plötzlichen Ueberfall, der die Entführung des Häuptlings zum Ziele hätte, vorzubeugen. Denn fällt der Häuptling in die Gewalt des Feindes, so gilt nach hiesigem Kriegsrecht der Streit als beendet. Kein Krieger wird zur Lanze greifen, ehe der Häuptling wieder frei ist. In diesem Falle müssen dem Feinde die schwersten Forderungen zugestanden werden. Aus diesem Grunde auch, d. h. um einer eventuellen Gefangenschaft des Häuptlings

vorzubeugen, wird letzterem äußerst selten gestattet, selbst in den Krieg zu ziehen. Vielmehr muß er sich während des Krieges in einer Höhle versteckt halten.

23. Oktober. — Herr Lembke von der Militärstation Marangu kommt, um die Hüttensteuer einiger Böglinge einzuziehen. Man geht hier nicht so schroff vor, um die neue Steuer einzutreiben; auch hat die neue Steuer bei den Eingeborenen keine Erregung hervorgerufen. Wären die Engländer in Sierra Leone vorsichtiger vorgegangen, so hätten sie sich unnützes Blutvergießen erspart.

25. Oktober. — Ich bekomme heute Nachrichten von einem Missionar, daß bei ihm infolge der Dürre große Not herrscht. Auch hier in Dschagga ist dieses Jahr die Regenzeit ausgeblieben und läßt sich die Dürre auch fühlen. Von einer Not ist jedoch nicht die Rede. Die Leute von Rahe, von Taweta, von Teita und Ukamba kommen hierher, um Nahrungsmittel zu kaufen. Ich beklage die armen Wettermacher.

Hier am Kilimandscharo hat nämlich jeder Häuptling seine sogenannten Wettermacher. Regen und Trockenheit sollen in ihrer Gewalt liegen. Trotz Versprechungen und Drohungen können diese armen Kerle dieses Jahr keinen Regen machen. Wie ich höre, wurden gestern einem solchen Wettermacher fünfundzwanzig Stockhiebe in Aussicht gestellt, wenn er binnen acht Tage keinen Regen macht.

26. Oktober. — Diese Nacht brach ein Leopard in unsern Kuhstall ein und erwürgte ein dreiwöchiges Milchkalb; es muß derselbe sein, der uns schon drei Hunde unter der Veranda des Hauses geholt hat.

27. Oktober. — Ein Dschagga'nabe bringt mir einen jungen Leoparden, den er im Busch gefangen hat; das Tierchen hat vielleicht drei Wochen, wird sich folglich leicht zähmen lassen.

28. Oktober. — Man bringt mir ein todkrankes Kind; die Sandflöhe haben den armen Kleinen schrecklich zugerichtet. Der rechte Fuß ist halb verfault. Als vor einem Jahr der Sandfloh hier zum ersten Mal

auftrat, wurden von den Häuptlingen zahlreiche Ochsen geschlachtet, um ein solches Uebel zu beschwören. Aber alles half nichts, in einer ganz kurzen Zeitspanne war das ganze Land überschwemmt. Ich zog in einem Tage nicht weniger als fünfzehn Sandflöhe aus meinen Füßen. Bei den Schwarzen aber sind die Folgen viel schwerer als bei dem Europäer. Wie bekannt, haben die Neger recht oft schlechtes Blut und sind dazu auch recht unreinlich.

Das Ausstechen des Sandfloh verursacht immer eine kleine Wunde. Bei dem Europäer ist die Wunde in einem oder zwei Tagen wieder trocken und geheilt. Bei dem Neger bilden sich oft große, eiternde Geschwüre, welche immer weiter um sich greifen, bis die Füße halb verfault sind. Seit vier Monaten wurde ich von keinem Sandfloh mehr heimgesucht, obwohl es deren um mich herum recht viele giebt. Ich bediene mich nämlich jeden Tag einmal eines äußerst einfachen, überall vorhandenen Präservativmittels. Jeden Abend, ehe ich zu Bett gehe, reibe ich meine Füße bis zum Knöchel mit etwas Petroleum ein. (Besonders sind die Fußzehen speziell um die Fußnägel herum stark einzureiben. Eine einmalige Behandlung im Tage genügt mir vollständig; eine zweimalige muß also meines Erachtens sichern Erfolg haben.)

30. Oktober. — Heute haben wir auf der Station Windthorst Anbetung des allerheiligsten Sakraments. Jeden Sonntag im Monat sind es zwei andere Stationen des Vikariats. Am dritten Sonntag im Monat ist Windthorst an der Reihe.

31. Oktober. — Ende des Rosenkranzmonats. Zu dieser Zeit werden wohl in Europa die letzten Rosen im Verwelken begriffen sein; vielleicht sind sie unter den Fingern des rauhen Herbstes schon längst entblättert. Hier am Kilimandscharo stehen sie in voller Blüte. Auf einem einzigen vor dem Eingang des Hauses gelegenen, mit blühenden Beilchen eingefassten Blumenbeet zähle ich sechsundzwanzig blühende Rosen; sie sollen welken in der Kapelle vor dem Bilde der lieben Rosenkranzkönigin; schön und duftend sind sie, doch

Dir, o Keine,  
Gleichen keine!  
Bist so prächtig,  
Bist so mächtig!  
Hab Erbarmen  
Mit mir Armen!  
Reich mir deine Mutterhand,  
Daß ich komm' ins Vaterland!

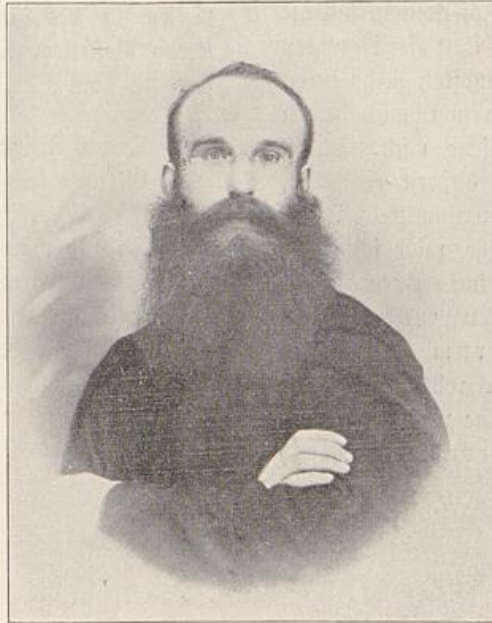
## Schlußwort.

**N**unmehr ist meine Wanderung zu Ende. Bis diese Zeilen in Europa gelesen werden, habe ich den Kilimandscharo wieder verlassen, um im großen Waisenhause von Bagamoyo oder anderswo — wie Gott will! — meine Thätigkeit fortzusetzen.

Betet für uns! Wir bedürfen dringend Eures Gebetes, das den Thau des göttlichen Segens auf unsere Arbeiten herabrufst. Wie unendlich viel ist hier noch zu schaffen! Wie wenigen Völkerschaften ist erst eben das Licht des Glaubens angezündet!

Helfet uns! So gern wir um Gottes Lohn arbeiten, so sehr wir unsere eigenen Bedürfnisse einschränken — ohne Mittel geht es nicht. Unendlich viel Gutes könnten meine Brüder mehr leisten, wenn sie nicht stets durch die große Frage gehemmt würden: woher die Mittel nehmen? Hier ist kein Almosen verloren, auch das geringste trägt gute Früchte für ferne Jahrhunderte hinaus.

Vergesset auch nicht unser deutsches Noviziat in Anechtsteden am



P. Schneider, C. S. Sp.

Rhein! Von dorther müssen sie kommen, die uns ablösen, uns verstärken, uns ersetzen, wenn wir zur Ruhe gebettet. An Missionären fehlt es uns sehr, und Anechtsteden ist — leider! — noch lange nicht im Stande, den Ansprüchen zu genügen. Die alten Ruinen müssen aus dem Schutt erstehen, damit es eine ergiebige Pflanzschule für unsere Mission werden kann.

Ich nehme nun Abschied von den freundlichen Lesern, aber nur in diesen Blättern. So Gott es nicht anders

bestimmt, werde ich noch häufig berichten in den Spalten der verdienten Zeitschrift „Kreuz und Schwert“. Dort, wo sich die Berichte aus allen Missionen sammeln, sollen auch die unseren niemals fehlen. Ist doch für uns Missionäre selbst das Lesen dieser Hefte seit Jahren stets eine Erfrischung und Ermutigung.

So hoffe ich denn auch in Zukunft mit Deutschlands wackeren Katholiken in geistigem Verkehr zu bleiben. Möge reicher Segen daraus entspringen für unsere herrliche deutsche Kolonie Ostafrika. Das walte Gott!

P. Thophil. Schneider.

Freundliche Gaben sende man an Herrn Redakteur Helmes, Münster i. W., Wilhelmstraße 21.

# Inhalts - Verzeichnis.

## a) Text:

	Seite
Vorwort . . . . .	3
I. Kapitel.	
Von Sansibar zum Kilimandscharo. Einleitung. — Die Küstenstädte einst und jetzt. — Abreise zum Festlande. — Mombassa. — Auf der neuen Eisenbahn. — Die Ndara-Berge. — Mission in Bura. — Leben und Sitten der Wateita. — Taveta. — Kilema. — Empfang in der Mission Windthorst . . . . .	7—44
II. Kapitel.	
Geschichte der Gründung der Mission Windthorst. Bischof de Courmont am Kilimandscharo. — P. Le Roy macht Blutsbruderschaft mit Zumba. — Heutiger Stand der Station . . . . .	45—72
III. Kapitel.	
Von Windthorst in Kilema durch Moschi nach Mariahilf in Kiboscho. Besuch bei dem Häuptling Kitungati. — In der Militärstation Moschi. — Hauptmann Johannes und was er geleistet. — In Mariahilf. — Besuch bei dem Häuptling Meli. — Festmahl in Moschi, 12 Europäer anwesend. — Abreise des Bischofs . . . . .	73—86
IV. Kapitel.	
Besteigung des Berges. Im Urwalde. — Ueberfall und Lebensrettung. — Elefanten in Sicht. — Drei kalte Nächte. — Unmittelbar unter dem Kibo und Kimawense. — Rückkehr zur Mission . . . . .	87—96
V. Kapitel.	
Reise gen Osten über Marangu nach Kombo. Gründung von Fischerstadt. In Marangu bei Häuptling Mareale. — Kinabo und seine Festung. — Die Kombo. — Auswahl des Platzes für die neue Mission. — Die ersten Anfänge . . . . .	97—102
VI. Kapitel.	
Ein Monat aus meinem Tagebuche in der Mission Windthorst. Rosenkranzfest. — Vier Trauungen. Was die Aussteuer junger Eheleute kostet. — Die Schule in Kirna. — Wichtigkeit der Katecheten. — Gründung einer Schule bei den Buschleuten. — Dürre und Wettermacher. — Sandflöhe; ein Mittel dagegen. — Anbetung des allerb. Sakramentes . . . . .	103—111
Schlusswort . . . . .	112

## b) Illustrationen:

	Seite
Mjgr. Emil Allgeyer, Bischof i. p., Apostolischer Vicar von Nord-Sansibar . . . . .	2
Sansibar, vom Hafen gesehen. 1) Zoll-Gebäude; 2) Empfangsgebäude des Sultans; 3) Wohnung des Sultans; 4) Harem; 5) Wachturm . . . . .	8—9
Sansibar . . . . .	8
Sansibar . . . . .	9
Sansibar, von der Landseite aus . . . . .	10
Sansibar. 1) Katholisches Hospital; 2) Garten des deutschen Konsuls; 3) Procura der Weißen Väter . . . . .	11
Sansibar, Negerviertel . . . . .	12
Sansibar, Negerviertel, von oben gesehen . . . . .	12
Landhaus in Sansibar . . . . .	13
Protestantische Kirche in Sansibar . . . . .	14
Privathaus in Sansibar . . . . .	15
Eisenbeinmarkt . . . . .	16
Die alten Festungswerke von Mombassa . . . . .	17
Katholische Mission in Mombassa . . . . .	18
Regierungsgebäude in Mombassa . . . . .	19
Mjgr. Alexander Le Roy, Bischof i. p. i., Generaloberer der Kongregation vom hl. Geiste . . . . .	20
Bischof Allgeyer von Nord-Sansibar und seine Stationsoberen . . . . .	21
Sonntags-Gottesdienst auf der Wanderung . . . . .	23
Im tropischen Urwalde . . . . .	24
Brücke aus Bambusrohr über den Lumi in Taveta . . . . .	25
Lagernde Karawane unter Palmen . . . . .	27
Elefanten im Urwald . . . . .	29
Auf der Büffeljagd . . . . .	31
Begegnung mit einem Doppelnashorn . . . . .	33
Mteita-Mann . . . . .	35
Mteita-Mädchen . . . . .	35
Es war nur ein Häselein! . . . . .	37
Zum Tode verurteilter Zauberer in Bura . . . . .	38
Eingang in ein Negerdorf . . . . .	39
Ndorobo-Neger im Pare-Gebirge . . . . .	41
Negerdorf im Pare-Gebirge . . . . .	43
Eingeborene vom Pare-Gebirge . . . . .	46
Ein Zauberer . . . . .	47
Negerdorf in Matschame . . . . .	49
Bewohner des Tschagga-Gebirges . . . . .	51
Krieger von Matschame . . . . .	53
Kriegstrophäen der Tschagga-Neger . . . . .	55
Neger vom Massai-Stamm . . . . .	56—57
Massai. Ein Massai-Ohr mit Gehänge. — 2 Frauen. — Massaidorf . . . . .	59
Zigua-Dorf . . . . .	61
Massai-Krieger in Kriegstoilette . . . . .	63
Junger Massai, Missionszögling . . . . .	64
Massai-Mädchen . . . . .	65

	Seite
Massai-Vater mit seinen Kindern . . . . .	66
Kleidung der Tavetaner. Kind. — Männertopf. — Junge Ehefrau. — Kind (Rückenansicht) . . . . .	67
Ein Gebirgsbach am Kilimandscharo . . . . .	69
Stück eines Digo-Dorjes . . . . .	71
Landschaftsbilder vom Kilimandscharo . . . . .	74—75
Militärstation Moschi . . . . .	76
Am Wasserfall . . . . .	77
Eine afrikanische Riesen-Euphorbie . . . . .	79
Hauptmann Johannes, Stationschef von Moschi . . . . .	80
Mission Mariahilf in Kiboscho . . . . .	81
Missionare von Mariahilf in Kiboscho . . . . .	82
Zöglinge von Mariahilf . . . . .	83
Krieger des Sultans von Kiboscho . . . . .	85
Wasserfall am Fuße des Kilimandscharo . . . . .	88
Riesen-Kreuzwurz im Kilimandscharo-Gebiete . . . . .	89
Der Kibo, von Matschama aus gesehen . . . . .	91
Ein Blick auf den Kibo . . . . .	93
Auf dem Sattel zwischen dem Kibo und Mawenji. (5200 Meter hoch) . . . . .	95
Insektenjucher . . . . .	96
Mjgr. Le Roy am Gipfel des Mawenji 1890 . . . . .	98
Auf dem Kilimandscharo, 4500 Meter hoch. (Errichtung eines Kreuzes dort, wo die hl. Messe gelesen wurde) . . . . .	99
Vegetation an: Kilimandscharo . . . . .	101
Urwald am Kilimandscharo . . . . .	102
Mission Windthorst in Kilema . . . . .	104
Weibliche Zöglinge in Windthorst . . . . .	105
Knabenschule in Windthorst . . . . .	106
In der Missions-Werkstätte . . . . .	107
Kirchenchor der Missionszöglinge . . . . .	108
P. Rohmer und seine Zöglinge sägen Holz im Urwalde . . . . .	109
P. Schneider, C. S. Sp. . . . .	112



K

Zum Abonnement sei empfohlen:

Gott will es!



Afrikas Hoffnung.

## Kreuz und Schwert

im Kampfe gegen Sklaverei und Heidentum.

### Centralblatt

für die kathol. Missionen in Afrika und der Südsee.

Herausgegeben

von Missionären, Weltgeistlichen und Laien

für das katholische Volk,

besonders für die Mitglieder des Afrika-Vereins  
und der Missions-Vereine.

Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. spendete jedem Leser und  
Beförderer dieser Zeitschrift seinen besonderen  
apostolischen Segen.

Vier hl. Messen für die leiblichen und geistigen Anliegen  
unserer Abonnenten, ein feierl. Hochamt für die Verbreiter  
dieser Hefte werden monatlich von Missionären gelesen.

Am 1. jeden Monats wird ein Heft ausgegeben. Vierteljährlich 50 Pfg., jährlich 2 Mark.  
Porto jedes Heft 5 Pfg., nach dem Auslande 10 Pfg.

„Kreuz und Schwert“ ist Central-Organ für alle Missionen in den deutschen Kolonien und orientiert über das ganze Gebiet. Kein anderes Blatt weist eine solche Fülle herrlicher Original-Berichte und Illustrationen auf. Trotz des billigen Preises ist jedem Heft noch die 16 Seiten starke Unterhaltungs-Beilage „Monatsrosen“ beigegeben.

In Partien von mindestens 4 Exemplaren stellt sich der Preis auf **nur 40 Pfg.** vierteljährlich **portofrei.**

Die Verbreitung dieser Hefte ist **sehr wünschenswert** im Interesse der Missionen.

**Almosen** für das Missionswerk werden vom Herausgeber gern angenommen und schnellstens weiter befördert.

Post und Buchhandel nehmen Bestellung an, ebenso der Herausgeber, Redakteur **Walter Helmes, Münster i. W.**

7. Jahrgang.

99. 4558.

2

SBB



N12<132248923010

585 d

